



Arnold Bittlinger

**OFT AUCH
GEGEN DEN
STROM**

Erinnerungen, Teil 1:

*Kindheit
und Jugendzeit*

Metanoia-Verlag

Arnold Bittlinger

Oft auch gegen den Strom
Teil 1

Titelbild: Karin Plank-Hauter
Aquarell Seite 149: W. Gräber

3. Auflage 2025

Metanoia-Verlag
www.metanoia-verlag.ch
info@metanoia-verlag.ch

© Bettina Egli Bittlinger
ISBN 978-3-905827-31-6

Arnold Bittlinger

**OFT AUCH
GEGEN DEN
STROM**

Erinnerungen

Teil 1

Kindheit und Jugendzeit

Metanoia-Verlag

Inhalt

Zur Einstimmung	7
Kindheit und Jugendzeit	9
Im Schatten des Nationalsozialismus	49
Die Nachkriegszeit	111
Mein Leben zwischen Reben	143

Zur Einstimmung

In unserem Edenkobener Pfarrhaus hing im Gang neben der grossen Eingangstür in einem schlichten Rahmen, geschrieben in schöner Schrift, folgendes Gedicht:

*Sieh nicht was andere tun,
der anderen sind so viel,
du kommst nur in ein Spiel,
das nimmermehr wird ruhn.
Geh einfach Gottes Pfad,
lass nichts sonst Führer sein.
So gehst du recht und grad
und gingst du ganz allein.*

Dieses Gedicht hat mich durch mein ganzes Leben hindurch begleitet. Ja, ich bin oft gegen den Strom geschwommen und oft bin ich ganz allein gegangen.

Wenn ich heute, mit meinen mehr als 80 Jahren, auf mein Leben zurückblicke, dann werde ich überflutet von Erinnerungen. Manche Erlebnisse, die mehr als sieben Jahrzehnte zurückliegen, stehen heute noch glasklar vor meinem inneren Auge.

Auf den folgenden Seiten werde ich deshalb einfach erzählen, was mir gerade einfällt. Es geht mir nicht um

Vollständigkeit. Ich schreibe auch keine Biografie. Es sind Erinnerungen, die ich aus meinem Inneren aufsteigen lasse.

Ich schreibe diese Erinnerungen für meine Kinder Sulamith, Andreas, Clemens und Stephan und für meine Enkelkinder Marion, Mischa, Robin und Enya.

Meine Erinnerungen sind aber auch ein Stück Zeitgeschichte. Es sind Erinnerungen an persönliche Erlebnisse in einer ereignisreichen Zeit.

*Geschrieben im schönen Klettgau
während der Weinlese im Herbst 2009,*

Arnold Bittlinger

Kindheit und Jugendzeit

Luchs und Petz

Mein Bruder Karl – ich nannte ihn «Kalle» – war fast zwei Jahre älter als ich (genau: 1 Jahr, 8 Monate und 11 Tage). Trotzdem waren wir unzertrennlich wie Zwillinge.



Karl (links) und Arnold (rechts) beim Traubenessen in Maikammer im Herbst 1930

Wir ergänzten uns gut. Kalle war ruhiger und ausgeglichener als ich, dafür war ich neugieriger und abenteuerlustiger. Obwohl ich jünger war als Kalle, waren wir etwa gleich stark. Deshalb gab es bei unseren häufigen Ringkämpfen keinen Sieger und keinen Unterlegenen.

Tante Hanna – die Schwester meiner Mutter – war die Patentante von Kalle. Onkel «Schorsch» (= Georg), der Bruder meiner Mutter, war mein Patenonkel. Tante Hanna und Onkel Schorsch beschenkten uns zu Weihnachten jeweils recht grosszügig. Zwei Geschenke haben uns viele Jahre lang begleitet. Tante Hanna hat Karl



Arnold sitzt auf Karls Petz. Daneben meine Schwester Erika

einen grossen Bären geschenkt, auf dem man reiten konnte. Er stand mit seinen vier Beinen auf einem eisernen Fahrgestell. Kalle nannte seinen Bär «Petz». Er hatte ein richtiges dunkelbraunes Fell.

Onkel Schorsch hat mir ein ebenso grosses Pferd geschenkt, auf dem man ebenfalls reiten konnte. Auch das Pferd hatte ein richtiges Fell und einen schönen schwarzen Ledersattel mit ebensolchem Saumzeug. Ich nannte das Rösslein «Luchs» (nach einem der beiden Prachtpferde «Luchs» und «Juno», die in Ebernbург im Pferdestall von Onkel Schorsch standen). Luchs stand auf einem massiven Brett, das kräftige Räder hatte. Manchmal spannten wir die beiden Tiere vor unseren kleinen Leiterwagen und zogen ihn auf der «Platt» hin und her (die «Platt» war eine grosse zementierte Fläche vor unserem Haus, auf der man wunderbar Roller und «Holländer» fahren konnte).

Manchmal gingen Kalle und ich ins Dorf. Eine besondere Attraktion war für uns die Schmiede. Dort schauten wir zu, wie Pferde und Ochsen beschlagen wurden. Und so beschlossen wir eines Tages, unsere beiden Tiere ebenfalls beschlagen zu lassen. Wir zogen Luchs und Petz durch das «Kirschkernpädel», das unser etwas abgelegenes Pfarrhaus mit dem Dorfkern verband. In der Schmiede angekommen, baten wir den Schmied, unsere beiden Tiere zu beschlagen. Wir sagten aber gleich dazu: «Mir hänn awer kä Geld». Der Schmied wies uns freundlich darauf hin, dass unsere Tiere ja auf einem Fahrgestell stehen – also bereits «beschlagen» seien. Das überzeugte uns und so trotteten wir mit unseren beiden Tieren wieder zurück in unseren Garten.

Jeden Morgen ziemlich früh kam ein kleiner Mann mit einem alten Hut und einem abgetragenen Anzug, um unseren Vater zu rasieren. In einer Seifenschale lag ein rundes, längliches Seifenstück, das er mit einem Pinsel und heissem Wasser zum Schäumen brachte. Dann pinselte er das Gesicht unseres Vaters, bis er aussah wie ein Clown. Nur Nase und Augen schauten aus dem weissen Schaum heraus. Dann begann die Rasur. Ge- konnt schabte der kleine Frisör den Schaum aus Vaters Gesicht und nahm dabei die dunkeln Stoppeln mit, die vorher das Gesicht verunziert hatten. Dann schäumte er nochmals das Gesicht ein und machte eine Nach- rasur. Das Rasiermesser putzte er anschliessend an ei- nem Tuch ab und wusch das Gesicht unseres Vaters, trocknete es und tätschelte es mit Rasierwasser.

Kalle und ich schauten interessiert dem Vorgang zu und wussten: «Morgen waren die Stoppeln wieder da und der Frisör konnte seine Prozedur von neuem be- ginnen.» Wir fragten unseren Vater: «Was geschieht, wenn der Frisör dein Gesicht nicht rasiert?» Vater meinte: «Dann wachsen die Haare immer länger und ich bekomme schliesslich einen Bart.» Wir fragten: «Ist das ganz sicher, dass die Haare wieder wachsen, wenn sie rasiert werden?» – «Ja, ganz sicher!», meinte Vater.

Einige Tage später musste Vater verreisen. (Vater verreiste oft, denn als Landesjugendpfarrer war er für die ganze Pfalz zuständig.) Kalle und ich gingen ins Badezimmer, holten die Seifenschale mitsamt Seife und Rasiermesser und eine Kanne mit Wasser. Dann begann Kalle seinen Bär einzuseifen. Es dauerte lange,

bis der grosse Bär ganz eingeseift war. Dann begann die Rasur. Behutsam schabte Kalle mit dem Rasiermesser den Schaum ab und mit ihm die Haare des Bären. Dabei wurde der Schaum ganz braun. Mit Wasser und Handtuch wurde der Bär sodann gewaschen und abgetrocknet. Petz sah jetzt recht nackt aus, aber wir trösteten uns: «Die Haare wachsen ja wieder.» Und dann kam Luchs an die Reihe. Da ging es etwas schneller, denn die Pferdehaare waren nicht ganz so lang wie die Haare des Bären. Schliesslich stand auch Luchs nackt und bloss vor mir. Statt des schönen glänzenden hellbraunen Fells hatte das Rösslein nur noch eine weissliche Lederhaut. Und dann warteten wir gespannt auf den nächsten Tag. Enttäuscht stellten wir fest, dass die Haare nicht gewachsen waren. Wir dachten: Vielleicht dauert es bei Tieren etwas länger. Aber auch an den folgenden Tagen waren keine Haare zu sehen. Da begannen wir zu ahnen, was wir angerichtet hatten. Als unser Vater von seiner Reise zurückkam, schlug er nicht nur die Hände über dem Kopf zusammen, sondern versohlte auch unseren Hosenboden.

Fortan spielten wir Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr mit den rasierten Tieren. Manchmal drehten wir den Luchs und den Petz um, damit wir die Unterseite der Tiere anschauen konnten. Dort hatten wir nicht rasiert. Dort sahen wir noch das wunderbare dunkelbraune Bärenfell und das schöne hellbraune Fell des Luchs. Trotz der Verschandelung haben wir unsere Tiere sehr geliebt. Nach dem Tod von Karl gehörten beide Tiere mir. Als ich älter wurde, bekamen Luchs

und Petz einen Ehrenplatz in meiner Spielzeugkammer auf dem Edenkobener Speicher.

Anfang der 40er-Jahre, als meine Schwester Johanna (geb. 1939) gross genug war, holte ich Luchs vom Speicher, damit sie mit ihm spielen konnte:



Johanna mit dem rasierten Luchs im Edenkobener Garten

Noch als Student habe ich Luchs und Petz in den Semesterferien auf dem Speicher besucht und das schöne Fell auf der Unterseite der Tiere gestreichelt. Als meine Eltern im Jahre 1954 aus dem Pfarrhaus in Edenkoben ausgezogen sind, konnte ich beim Umzug leider nicht dabei sein. (Ich hatte damals als Vikar einen gesamt-deutschen Auftrag und war irgendwo in Deutschland

unterwegs.) Da halfen meine Schwestern Johanna und Waldtraut beim Räumen des riesigen Pfarrhauses, in dem sich ungeheure Mengen von nötigen und unnötigen Dingen angesammelt hatten. Es war nicht verwunderlich, dass auch meine Spielzeugkammer ausgeräumt wurde und Luchs und Petz im Sperrmüll landeten und abtransportiert wurden.

Wenn ich heute an die beiden rasierten Tiere denke, dann erinnern sie mich daran, dass es im Leben Fehlleistungen gibt, die nicht mehr gutzumachen sind.

Kindliches Allerlei

Mein «erster» Traum

Es war natürlich nicht mein erster Traum, sondern der erste, an den ich mich erinnere. Wir vier Kinder schliefen in Maikammer in einem schönen Raum neben dem Elternschlafzimmer. Mein Gitterbett stand neben dem Bett von Karl. Ich war damals etwa drei Jahre alt und träumte, dass ich zusammen mit Karl zur Weissbrotmühle spazierte, die ausserhalb des Dorfes neben einem Bächlein mitten im Grünen lag. Wir gingen in die Mühle hinein und wurden vom weiss gekleideten Müller freundlich begrüsst. Er zeigte uns seine Mühle und erklärte uns, wie das Mahlen funktioniert. Dann begaben wir uns wieder auf den Heimweg. Es war ein warmer Sommertag, so dass wir ein Stück weit im Bächlein waten konnten. – Soweit mein Traum.

Beglückt bin ich erwacht und habe mich gewundert, dass Kalle noch so fest schlief. Ich habe ihn geweckt, um mich mit ihm über unseren gemeinsamen Spaziergang zur Weissbrotmühle zu unterhalten. Höchst erstaunt war ich, dass Kalle sich überhaupt nicht erinnern konnte. Ich sagte eindringlich: «Aber Kalle, du warscht doch dabei, wäsch du nimmi wie uns der Müller alles erklärt hot?» Aber selbst, als ich Kalle Details schilderte, konnte er sich nicht erinnern, obwohl ich ihm immer wieder sagte «Aber du warscht doch dabei!» Es dauerte lange, bis ich begriff, dass ein Traum nicht identisch ist mit der Alltags-Wirklichkeit.

Das Bohnenstangenzelt

Unsere Mutter pflanzte in unserem Maikammerer Garten alljährlich Stangenbohnen. Wenn die Bohnen abgeerntet waren, wurden die langen Stangen in einen Verschlag «unner de Veranda» versorgt. Vorher lagen sie jedoch auf dem Rasen und wurden von den vertrockneten Ranken und Blättern der Bohnen gereinigt. Das war die Zeit, in der wir alljährlich unser «Bohnenstangen-Fest» feierten.

Wir Kinder stellten die Stangen mit der Spitze nach oben schräg auf, sodass ein grosses Zelt entstand, in das wir an allen vier Seiten hinein und hinauspringen konnten. Oft haben wir im Zelt gespielt und gegessen.



von rechts: Karl, Erika, Arnold im Bohnenstangenzelt

Schule und Kindergarten

An Ostern 1933 kam Kalle in die Schule. Jeden Morgen marschierte er zusammen mit unserer älteren Schwester Erika durchs «Kirschkernpädel» ins katholische Schulhaus im Dorf, wo schwarzgekleidete Nonnen unterrichteten. Wenn Kalle in der Schule war, war es mir langweilig (in Maikammer gab es keinen evangelischen Kindergarten, in den ich hätte gehen können). Zwar bemühte sich meine dreijährige Schwester Waldtraut, die stolz war, dass sie jetzt ihren «grossen» Bruder für sich allein hatte, Kalle zu ersetzen, indem sie mit mir herumtollte oder auch schaukelte.



Waldtraut und Arnold auf der Schaukel

Aber um mit Luchs und Petz zu spielen und auf die Bäume zu klettern, brauchte ich halt doch Kalle. Meine Eltern hatten Mitleid mit mir und so beschlossen sie, mich an Ostern 1934 ebenfalls in die Schule zu schicken, obwohl ich erst fünf Jahre alt war. Und so spazierte ich voller Stolz jeden Morgen mit Kalle und Erika ins katholische Schulhaus. Doch schon bald merkte ich, dass mir quirligem «Zwilling» das Stillsitzen gar nicht passte. Ich war deshalb froh, wenn es zur Pause läutete oder wenn wir unter Anleitung unserer Nonne im Freien spielten. So erinnere ich mich, dass wir einen Kreistanz einübten, bei dem wir wie bei einer Cabarettvorstellung die Beine hochwerfen mussten zum gemeinsamen Gesang: «Zeigt her eure Füße, zeigt

her eure Schuh, und sehet den fleissigen Waschfrauen zu ...» Doch meine Maikammerer Schulzeit währte nicht lange. Als es beschlossene Sache war, dass wir nach Edenkoben umziehen werden, kam im Sommer 1934 der Edenkobener Lehrer Emig, mit dem mein Vater gut bekannt war, zu uns zu Besuch. Er sagte meinem Vater, dass er an Ostern 1935 in Edenkoben an der Markbachschule die erste Klasse übernehmen werde und dass er sich freuen würde, wenn ich in seine Klasse käme. Das leuchtete meinem Vater ein, und so ging ich nach unserem Umzug nach Edenkoben von Oktober 1934 bis März 1935 statt in die Schule in den Kindergarten zu Schwester Anna, einer Nonnenweierer Diakonisse, während Waldtraut im Nebenraum von Schwester Gretchen, ebenfalls eine Nonnenweierer Diakonisse, betreut wurde. Obwohl Schwester Anna im Unterschied zu Schwester Gretchen recht streng war, gefiel es mir im Kindergarten doch wesentlich besser als in der Maikammerer Schule.

Unvergesslich ist mir die Kindergarten-Weihnachtsfeier 1934. Im Mittelblock der Kirche waren in den Kirchenbänken kleine Trittbänkchen aufgestellt, auf



Schwester Anna

die wir uns stellten, um von der Gemeinde gesehen zu werden und damit wir die Gemeinde sehen konnten. Wir hatten ein Programm mit Liedern und Texten eingeübt. Dabei habe ich das Lied «Süsser die Glocken nie klingen ...» kennen gelernt, das einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat und das ich heute noch gerne an Weihnachten singe.

Im Foto-Atelier

Unsere Ebernburger Oma wünschte sich jeweils zu ihrem Geburtstag am 30. August ein aktuelles Foto ihrer Enkelkinder. Und so marschierten wir jedes Jahr anfangs August ins Foto-Atelier, wo Frau Sannwald (eine ausgezeichnete Fotografin!) uns in Pose setzte und mit



Erika (links), Karl (rechts), Arnold (Mitte) – August 1929

einem grossen Fotoapparat, der mit einem schwarzen Tuch verhangen war, fotografierte.

Zunächst steckte sie ihren Kopf unter das Tuch, um die Komposition zu prüfen. Dann schlug sie das Tuch zurück, nahm mit der linken Hand den Deckel von der Linse und, während sie mit der rechten Hand den Auslöser bediente, sagte sie leise: «Jetzt ist es ganz still!»

Waghalsige Spaziergänge

Unmittelbar nach unserem Umzug nach Edenkoben haben Karl und ich nicht nur das Pfarrhaus und den Garten sondern auch die grosse Kirche erkundet. Besonders fasziniert hat uns die riesige Empore, die in etwa fünf Metern Höhe auf drei Seiten rings um die Kirche lief, versehen mit einem bemalten Holzgeländer und einer zirka 25cm breiten Brüstung. Da Kalle und ich geübte Kletterer waren, verlockte uns diese Brüstung zu Freiluft-Spaziergängen. Wir stiegen mit Hilfe eines Stuhls auf das Geländer und marschierten dann mit einem leichten Gruselgefühl auf der gesamten Länge der Brüstung von links bis zum anderen Ende und wieder zurück. Als wir zu Hause von unseren Freiluftspaziergängen erzählten, war unser Vater hell entsetzt und hat uns diese Spaziergänge strengstens verboten.

Wenn ich heute in die Edenkobener Kirche komme, läuft es mir noch kalt den Rücken hinunter, wenn ich die Empore betrachte und an unsere höchst gefährli-



Die evangelische Stadtkirche Edenkoben

chen kindlichen Spaziergänge denke – aber zugleich juckt es mich, wenigstens ein paar Meter weit noch einmal einen solchen Spaziergang zu probieren!

Kindliche Phantasie-Reiche

Karl und ich hatten seit frühester Kindheit zwei Phantasie-Reiche, von denen wir einander oft und gerne erzählten. Das Reich von Karl hiess «Kanzelritter», mein Reich hiess «Leiternheim». Beide Reiche waren «oben» über der Erde.

In beiden Reichen wohnten erfundene Gestalten und all die Gestalten, die wir aus Märchen und Sagen kannten. Aber auch ganz reale Personen aus unserer Umgebung. In unseren Phantasie-Reichen erlebten wir all das, was wir uns wünschten und vorstellten. Gele-

gentlich versuchten wir, einander mit unseren Erlebnissen zu übertrumpfen. Manchmal führten Gestalten in unseren Phantasie-Reichen auch «philosophische» Gespräche. So stellten wir zum Beispiel fest, dass alle Ereignisse im «realen» Leben einmal da waren, jetzt aber nicht mehr da sind. Und dass es Ereignisse gibt, die noch nicht da sind (z. B. Weihnachten). In unseren Phantasie-Reichen war das jedoch anders. Da gab es nur Gegenwart. Wenn wir von Ereignissen oder Gestalten erzählten, dann waren die jetzt da und sie blieben auch da. Es gab auch keine Zukunft. Wir mussten deshalb zum Beispiel nicht auf Weihnachten warten, sondern wenn wir von Weihnachten erzählten, dann war *jetzt* Weihnachten.

Wir wollten ausprobieren, ob sich das auch auf die Realität übertragen lässt. Ich erinnere mich noch deutlich: Es war am 14. März 1937. Wir standen an einem Wingertstein (es war der erste Stein links in unserem Edenkobener Garten) und haben beschlossen, dass wir diesen Augenblick immer in Erinnerung behalten wollen, sodass er immer «da» ist. Am nächsten Tag und an vielen folgenden Tage fragten wir deshalb einander: «Wäscht noch?» – und dann sahen wir uns wieder am Wingertstein stehen bei unserem Gespräch über die vergehende Zeit. Unterdessen sind mehr als 70 Jahre vergangen. Wenn Kalle mich heute fragen würde «wäscht noch?» würde ich ihm antworten «ja, ich wäss noch – ich sehe uns am Wingertstein stehen und ich erinnere mich nicht nur an unsere Gespräche am Wingertstein im März 1937 sondern auch an vieles andere,

was wir miteinander erlebt haben.» Aber anders als in unseren Phantasie-Reichen sind diese Ereignisse halt doch vergangen, auch wenn sie in der Erinnerung noch da sind.

«Unsere» Bäume

Bei der Geburt von Karl hat Vater auf der linken Seite des Weges, der unseren Maikammer Pfarrgarten in zwei Hälften teilte, einen Sauerkirschbaum gepflanzt. Einen ebensolchen Baum pflanzte er bei meiner Geburt auf der rechten Seite des Weges. Die Äste der beiden Sauerkirschbäume waren so niedrig, dass wir schon in frühesten Kindheit auf diese Bäume klettern konnten. Zunächst kletterte Kalle als der Ältere höher als ich, doch schon bald konnte ich mithalten. Täglich kletterten wir auf «unsere» Bäume. Ausnahmsweise – sehr selten – erlaubte ich Kalle, auf meinen Baum zu klettern, und er erlaubte mir, auf seinen Baum zu steigen. Dabei hatte ich das prickelnde Gefühl einer gewissen Fremdheit – so wie ich es heute noch habe, wenn ich ohne Wissen des Eigentümers einen fremden Garten betrete.

Vor unserem Haus stand ein grosser Nussbaum. Seine Äste waren zu hoch, als dass wir sie erreichen konnten. Wir schleppten deshalb unsere Treppenleiter unter den Baum. Sie reichte bequem bis zu den untersten Ästen. So begann ich schon als etwa 4-Jähriger mit dem Besteigen des Nussbaums. Auch hier war mir



Karl (rechts) und Arnold (links) 1933 im Nussbaum zu Maikammer

Kalle zunächst überlegen, aber schon bald hatte ich ihn als Kletterer eingeholt und konnte ebenso hoch steigen wie er.

Bei unserem Umzug nach Edenkoben – ich war damals sechs Jahre alt – staunten Kalle und ich über den riesigen Nussbaum im Hof des Pfarrhauses. Er war fast doppelt so gross wie unser Nussbaum in Maikammer. Direkt unter dem Baum war eine zirka zwei Meter hohe Mauer, die den gepflasterten Hof vom grossen Pfarrgarten trennte. Der Stamm des Nussbaums stand im Hof direkt an der Mauer, so dass die Zweige des

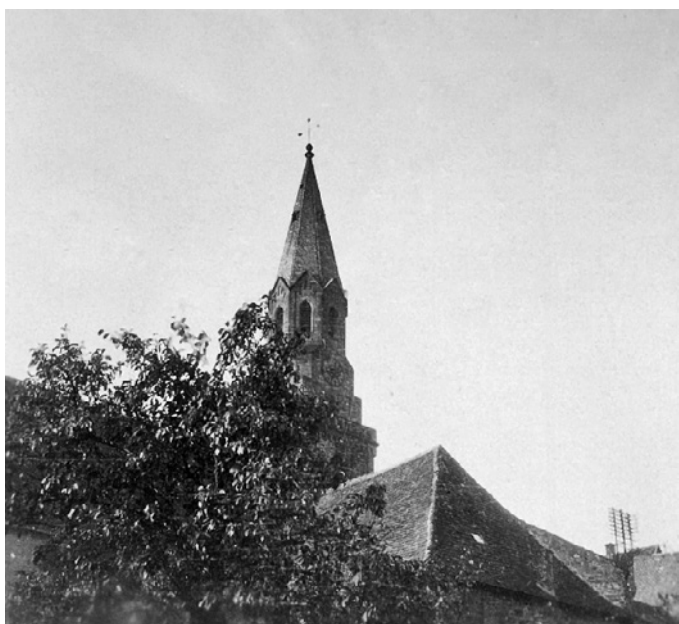
Baumes nicht nur den ganzen Hof beschatteten, sondern ein Stück weit auch in den Garten hinein ragten.

Schnell hatten wir herausgefunden, dass wir über die Klinke des Gartentores direkt auf die Mauer und von dort auf die untersten Äste des Nussbaumes steigen konnten. Und dann begann der Aufstieg bis zum Gipfel des Baumes. Beim Aufstieg gab es jedoch eine Stelle, an der die Äste des Nussbaumes so weit auseinander standen, dass wir sie mit unseren Füßen nur mühsam erreichen konnten. Mit einem Klimmzug und mit dem Abstemmen der Füsse am Stamm des Baumes konnten wir jedoch auch diese Schwierigkeit je länger desto besser überwinden. Beim Abstieg hielten wir uns an dieser Stelle mit der einen Hand am oberen Ast fest, liessen uns hängen und ertasteten mit unseren Füßen den unteren Ast, wobei wir uns mit der anderen Hand am Baumstamm abstützten, um dann weiter bis zur Mauer hinunterzuklettern.

Wir hatten es uns zur Regel gemacht, den Nussbaum täglich zu besteigen – bis dann diese Regel am 19. Mai 1937 ein jähes Ende fand.

Ich erinnere mich noch genau: Der 19. Mai war ein wunderschöner Sonnentag. Aus unerfindlichen Gründen hatten wir an diesem Tag keine Lust, auf den Nussbaum zu steigen, sondern wollten lieber in einer der Kammern auf dem grossen Pfarrhausspeicher spielen. In dieser Kammer lag der Boden voller Nüsse (von «unserem» Nussbaum) und Mandeln (von den vier Mandelbäumen unseres Gartens). Während wir beim Nuss- und Mandelknacken und -essen wa-

ren, kam unsere Mutter in die Kammer und meinte: «Wie könnt ihr nur bei diesem herrlichen Wetter auf dem Speicher hocken! Geht doch in den Garten, dort ist es viel schöner!» Da wir ohnehin genügend Nüsse gegessen hatten, folgten wir der Aufforderung unserer Mutter. Im Garten angekommen kletterte Karl sogleich auf den Nussbaum und rief mir vom Gipfel aus zu, ich solle doch auch heraufkommen. Ich hatte jedoch keine Lust, sondern wollte lieber mit meiner Schwester Waldtraut auf dem Rasen unter dem Nussbaum spielen. Kalle hatte unterdessen den Baumgipfel verlassen und machte sich an den Abstieg. Plötzlich rief er laut:



*Die Krone «unseres» Nussbaums. Im Hintergrund
«unser» Edenkobener Kirchturm.*

«A'nold!» – und dann hörten wir ein Prasseln und Rauschen im Nussbaum und unmittelbar danach einen heftigen Aufschlag, und dann lag Karl regungslos vor uns auf dem Blumenbeet neben der Gartenmauer.

Eine Nachbarin, die aus dem Fenster im obersten Stock ihres grossen Hauses den Sturz beobachtet hatte, und den reglosen Körper daliegen sah, schrie laut: «Schittlen emol, ob er noch lebt!»

Waldtraut drehte daraufhin Karl, der mit dem Gesicht auf dem Blumenbeet lag, auf den Rücken. Das ganze Gesicht und die Nasenlöcher waren voller Erde. Entsetzt rannten wir ins Haus, um unseren Vater zu rufen, der dann auch sofort kam und den reglosen Körper ins Haus trug und auf sein Bett legte. Unterdessen hatten wir unseren Hausarzt, Dr. Liechti, verständigt, der eilends kam und Karl ein Säckchen mit Eiswürfeln auf den Kopf legte. Er meinte, dass Karl, der ständig stöhnte und sich mehrfach erbrach, eine schwere Gehirnerschütterung hätte. Es stellte sich jedoch schnell heraus, dass er einen doppelten Schädelbruch hatte. Er hatte, bevor er aufs Blumenbeet gefallen war, seinen Kopf auf der Mauer aufgeschlagen. Karl wurde sodann in die Universitätsklinik Heidelberg gebracht, wo er trotz wiederholter Operation durch die beiden besten Chirurgen der Universität noch 14 Tage im Koma lag und im Beisein meiner Mutter (die die ganze Zeit über an seinem Bett gewacht hatte) am 2. Juni 1937 verstarb.

Mutter erzählte später, dass Karl in den 14 Tagen fast ständig gestöhnt habe, nur wenn sie sein Lieblingslied «So nimm denn meine Hände ...» gesungen habe,

sei er ruhig geworden. Sie habe dieses Lied auch noch unmittelbar vor seinem Tod gesungen. Da habe Karl erstmals die Augen aufgeschlagen, habe sie angeschaut und sei dann gestorben.

Nach Edenkoben zurückgekehrt wurde Karl in einem weissen Sarg im Garten unter dem Nussbaum aufgebahrt – unmittelbar vor den fünf kleinen Tannenbäumchen, die unser Vater ein Jahr vorher auf dem Rasen gepflanzt hatte. Die kleine Trauergemeinde versammelte sich um den Sarg zu einer kurzen Abschiedsandacht und begab sich dann zum Friedhof wo Karl begraben wurde. Drei der kleinen Tannenbäume aus unserem Garten wurden ausgegraben und zwischen dem Friedhofsbrunnen und dem Grab von Karl eingepflanzt. Sie sind unterdessen (mehr als 70 Jahre nach Karls Tod) zu riesigen Bäumen herangewachsen (siehe Seite 30).

Jeden Sonntagnachmittag besuchten wir das Grab von Karl, verharrten einen Moment in Stille, dann sprach Vater ein Gebet und wir sangen Karls Lieblingslied «So nimm denn meine Hände ...». Diese sonntäglichen Friedhofsgänge haben sich tief in meine Seele eingeprägt.

Durch den Tod von Karl hat sich in meinem Leben einiges verändert. Als positiv empfand ich es, dass mein Vater, der zutiefst bedauerte, dass er Karl und mich gelegentlich mit einem Meerrohrstock verprügelt hat, mich nach dem Tod von Karl nie mehr geschlagen hat. Aus den Meerrohr-Stecken, die Vater auf seinem



*Die drei Tannen auf dem Friedhof neben dem
Grab von Karl*

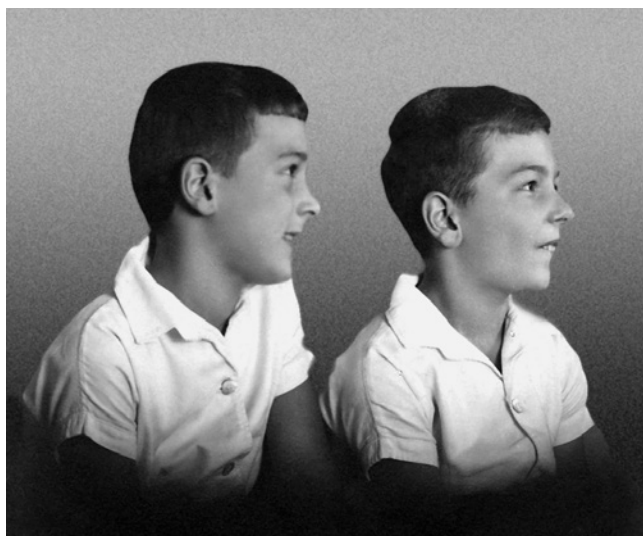
Kleiderschrank deponiert hatte, habe ich Schiessbogen angefertigt. Als Pfeile dienten mir die dünnen, harten Stängel der Goldrute und als Pfeil-«Spitzen» kleine korkähnliche Stücke von Holunderzweigen.

Eine nachteilige Folge von Karls Tod war die Tatsache, dass Vater mir streng verboten hat, jemals wieder den Nussbaum zu besteigen. Ich habe mich an dieses Verbot gehalten und als Ersatzbaum den wesentlich kleineren und ungefährlicheren Wildkirschbaum neben

unserer Gartenlaube bestiegen. Wenn die Kirschen reif waren habe ich auf diesem Baum Unmengen Kirschen gegessen. Eine weitere negative Folge des Todes von Karl war die Tatsache, dass ich ängstlich wurde. Nachdem ich vorher nicht nur mit Karl, sondern auch mit meinen Klassenkameraden ständig Ringkämpfe ausgefochten habe, hatte ich plötzlich kein Interesse mehr an solchen Übungen und Spielen.

Erst sehr viel später habe ich während meiner Ausbildung zum Psychoanalytiker entdeckt, wie tief der Tod von Karl meine Seele verletzt hat.

Vor dem Wegzug meiner Eltern aus Edenkoben hat Vater den Nussbaum umhauen lassen und den wertvollen Stamm einem Möbelschreiner verkauft.



Karl (links) und Arnold (rechts)

Freude am Musizieren

Einmal in der Woche kam Ella Traut zu uns ins Mai-kammerer Pfarrhaus, um meiner Schwester Erika Klavierunterricht zu erteilen. Als ich fünf Jahre alt wurde, wollte ich auch Klavier spielen lernen und so nahm ich Unterricht bei «Ella». Das Klavierspielen machte mir viel Spass und so durfte ich an Weihnachten 1933 beim traditionellen «Vorspiel» der Ella-Schülerinnen und -Schüler vorspielen. Als Fünfjähriger war ich der jüngste «Pianist» und erntete viel wohlwollenden Applaus.

Auch nach unserer Übersiedlung nach Edenkoben war ich bis zu meinem zwölften Lebensjahr der beste Klavierspieler meiner Klasse. Und so habe ich 1940 bei einer grossen Schulfeier im «Schafsaal», dem grössten Saal in Edenkoben, meine drei violinespielenden Klassenkameraden bei einem «Concertino» auf dem Flügel begleitet. Doch dann überholte mich meine Klassenkameradin Hildegard, die unterdessen auch Klavierunterricht hatte, aber fleissiger übte als ich.

Meine Klavierlehrerin in Edenkoben war «Lisa», die sich bei meinen Eltern häufig beklagte, dass ich unvorbereitet in den Klavierunterricht kam. Als ich – ich war unterdessen 14 Jahre alt – wieder einmal nicht geübt hatte, hat mich Lisa hinausgeworfen. Vor ihrer Türe pffte ich laut die Melodie des bekannten Liedes «Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern», worüber Lisa sehr empört war.

Damit war meine «offizielle» Klavier-Laufbahn beendet – aber nicht meine inoffizielle. Ich begann jetzt zu

improvisieren, was mir wesentlich mehr Spass machte als die Übungsstücke des «Zuschneid» oder als die «Schule der Geläufigkeit» von Cerny. Besonders Spass machte es mir, auf der Orgel zu improvisieren und zu registrieren – je nach Stimmungslage von der sanften «Rohrflöte» und dem gedämpften «Gedackt» bis hin zum gewaltigen, den Kirchenraum füllenden «Tutti». Da mein Vater wünschte, dass ich gelegentlich Trauungen und sonstige kleinere Anlässe mit Orgelspiel begleite, nahm ich einige Orgelstunden bei unserem Nachbarpfarrer Lind, einem hervorragenden Organisten. Bei ihm lernte ich das Orgelpedal zu bedienen und «richtig» zu registrieren. Bald war mir jedoch das «nach Noten spielen» zu umständlich und so begann ich, die Choräle frei zu improvisieren, was ich auch heute noch gelegentlich tue.

Besonders gern habe ich meinen Freund Klaus, einen hervorragenden Tenorhornbläser, auf der Orgel begleitet. Noch heute habe ich den warmen festlichen Klang des Tenorhorns meines unterdessen verstorbenen Freundes im Ohr und in der Seele.

Als Belohnung für meine Tätigkeit als «Hilfsorganist» bestellte mein Vater beim Musik-Maier in Landau ein von mir heiss begehrtes Flügelhorn. Es dauerte geraume Zeit, bis Herr Maier das Instrument in Handarbeit angefertigt hatte. Doch dann war es soweit und ich begann, bei unserem Musiklehrer Philipp Schweickart – wir nannten ihn «Banabas» – mit dem Unterricht. Schon bald wurde ich zusammen mit meinen Freun-



Mit dem Flügelhorn in den Ferien

den, dem Tenorhornbläser Klaus und dem Flügelhornbläser Rolf, in den von «Banabas» geleiteten Edenkobener «Musikzug» aufgenommen.

Oft bin ich am Sonntagmorgen, insbesondere an Festtagen, auf den Balkon unseres Kirchturms gestiegen und habe in alle vier Himmelsrichtungen Choräle geblasen. An Weihnachten ist dann der ganze Musikzug auf den Kirchturm gestiegen – was für die grossen und schweren Basstrompeten nicht ganz einfach war (zuletzt führte nur noch eine senkrechte Leiter zum

Balkon). Dort haben wir die alten vertrauten Weihnachtslieder geblasen.

Das Flügelhorn wurde zu meinem Lieblingsinstrument. Ich habe es regelmässig in die Ferien mitgenommen. Dort konnte ich in freier Natur nach Lust und Laune trompeten.

Als ich mit dem Universitätsstudium begann, wurde das Blasen schwierig. Für meine Studenten-«Buden» galt der Vers von Wilhelm Busch: «Musik wird störend oft empfunden, weil sie mit Geräusch verbunden.»

Und so habe ich mich im Jahre 1951 schweren Herzens von meinem Flügelhorn getrennt. Es gehört noch heute zum Instrumentengrundbestand des 1951 gegründeten Edenkobener Posaunenchor.

Klavier, Orgel und Flügelhorn waren jedoch nicht meine einzigen Musikinstrumente. Schon früh war ich mit dem Klang der Violine vertraut. Jedes Geburtstagsfest wurde in unserer Familie mit Lied und Gebet eröffnet. Der obligatorische Choral «Nun danket alle Gott» wurde von unserem Vater auf der Geige begleitet. Die Geburtstagsfeiern waren die einzige Gelegenheit, bei der Vater Geige spielte. Aber das war immerhin sechsmal im Jahr. Drei Geburtstage fielen in die erste Hälfte des Jahres und drei in die zweite Jahreshälfte. Die Geburtstagsfeiern begannen im März mit Mutters Geburtstag, dann folgten Waldtraut im Mai und ich im Juni. Karl (und später Johanna) hatte im Oktober Geburtstag und schliesslich Vater und Erika im November. Also sechsmal im Jahr ertönte Vaters Geigenspiel.

Vater hatte zwei Violinen. Beide stammten aus dem 19. Jahrhundert. Die eine Geige war durch eine Inschrift im Innern des Instruments als «Steiner»-Geige ausgewiesen. Sie hatte einen vollen, kräftigen Klang. Die andere Geige hatte einen weichen, eher «kleinen» Ton. Als ich als zirka 13-Jähriger erstmals im Edenkobener Schulorchester mit meiner «Steiner»-Geige mitspielte, meinte der «Konzertmeister» (ein älterer Schüler, der die Geigen der Anfänger stimmen half): «Diese Geige ist viel zu gut für dich!» Ob es eine «echte» Steiner-Geige war (ich erfuhr erst durch einen Spielfilm aus den 30er-Jahren, dass eine solche Geige etwas Besonderes war), habe ich nie erfahren. Daran ist der primitive Geigenkasten schuld. Es war eine einfache schwarze Holzkiste (die von meinen Mitschülern pietätslos «Kindersarg» genannt wurde), die lediglich mit zwei kleinen Häkchen an der Seite «verschlossen» wurde. An der Seite befand sich auch der Griff, an dem man die Geige tragen konnte.

Zunächst hatte ich in Edenkoben Violinunterricht bei «Banabas» und später in Neustadt bei Anneliese Neubert.

Als ich einmal mit dem Fahrrad nach Neustadt zum Violinunterricht fuhr, habe ich den Geigenkasten mit dem Griff an die Fahrradlenkstange gehängt. Während der Fahrt haben sich die beiden Häkchen gelöst und die Geige ist aus dem Kasten gerutscht und mit einem Knall auf die asphaltierte Landstrasse gefallen. Der Klangkörper hatte einen grossen Riss. Obwohl ich das Instrument flicken liess, hatte die Geige an Klangfülle

verloren. Ich habe deshalb nur noch auf der anderen Geige gespielt, die in einem schönen sicheren Geigenkasten untergebracht war. Die «Steiner»-Geige dagegen ist zunächst bei einem meiner Söhne und dann (als dieser in Geldnot war) auf dem Flohmarkt gelandet.

Anfangs der 70er-Jahre des vorigen Jahrhunderts habe ich mir dann bei einem böhmischen Geigenbauer eine Bratsche gekauft und daraufhin vor allem Bratsche gespielt. Nach unserer Übersiedlung in die Schweiz habe ich bei einer Bratschenlehrerin der Musikschule Schaffhausen Bratschenunterricht genommen und gelegentlich im Gottesdienst – begleitet von der Orgel – ein Violastück gespielt. Doch dann hatte ich keine Zeit mehr zum Üben und so ruht die Bratsche seit Anfang der 90er-Jahre unbenutzt in einem schönen gepolsterten Kasten und wartet darauf, dass sie irgendwann von irgendwem zu neuem Leben erweckt wird. Von unseren Kindern hat sich niemand für Geige oder Bratsche interessiert. Unsere Enkelin Marion jedoch (die Tochter von Andy), hat die Tradition ihres Grossvaters und Urgrossvaters wieder aufgegriffen und mit ihrem Geigenpiel ihre beiden Vorfahren weit übertroffen und schon als Teenager im Jugendorchester der Stuttgarter Philharmonie mitgespielt.

Und jetzt zur Gitarre. Auf unserem Speicher in Edenkoben habe ich als Kind die schöne Gitarre meiner Mutter entdeckt. Auf meine Frage hin erzählte mir Mutter, dass sie in ihrer Jugendzeit gerne Gitarre gespielt hat, und dass ihr Grossvater, also mein Urgross-

vater, ein beachtlicher Gitarrenspieler gewesen sei und ein Gitarrenbüchlein verfasst habe (das ich heute noch besitze).

Da in Edenkoben im Rahmen einer Volksmusikbewegung auch Gitarrenunterricht angeboten wurde, habe ich mich schon als 10-Jähriger dazu angemeldet und bei Lehrer Endress einfache Gitarrengriffe gelernt und schon bald Volkslieder mit der Gitarre begleitet. Ich erinnere mich noch gut an die drei ersten Lieder, die ich begleitet habe: «Im Märzen der Bauer die Rösslein einspannt ...», «Alle Vögel sind schon da» und «Bald gras ich am Neckar, bald gras ich am Rhein». Nachdem ich mich wieder vermehrt dem Violin- und Flügelhornspiel zugewandt hatte, trat das Interesse an der Gitarre zunächst in den Hintergrund. Es ist jedoch wieder neu erwacht, als ich als Vikar und später als Pfarrer für die Jugendarbeit zuständig war. Besonders gern sang ich bei Jugendveranstaltungen und Freizeiten die «Fackelträger»-Lieder, die ich regelmässig auf der Gitarre begleitete – unter anderen das von Fritz Woike gedichtete «Fackelträger-Lied».

Der Dichter Fritz Woike war ein gern gesehener Gast in unserem Hause.



Fritz Woike

Er kam mehrmals zu Lesungen nach Edenkoben. Beim Aufstehen sang er jeweils in unserem Gästezimmer mit volltönender Stimme Morgenlieder, die durch das ganze Haus schallten – eine unvergessliche «musikalische» Erinnerung.

Fackelträger

Text: Fritz Woike
Melodie: Hans F. Schaub

Alla marcia

1. Herr, Du gabst in un-fe-re Hän-de einst das Licht der E-wig-kei-ten,
2. Gib, daß wir als Wegbe-rei-ter Dei-ne Lie-bes-flam-men tra-gen
3. Un-ver-zagt auf Glaubens-rossen mu-tig durch die Näch-te rei-ten,

1. gib daß wir die Fak-kelbrän-De zer-fer-nen in die Dun-kei-kei-ten.
2. und als Dei-ne Kreu-ze-strei-ter raft-los in das Dun-kei-ja-gen.
3. bis von Dei-nem Glanz um-flof-fen, wir durchs Tor des Lich-tes schreitten.

*) kleine Noten bei Wiederholung

Zum Thema «Singen»: Seit frühester Jugendzeit habe ich gerne gesungen, besonders häufig zusammen mit meiner gesangsbegabten Schwester Waldtraut – neben Choral- und Volksliedduetten auch selbst gedichtete musikalisch improvisierte «Opern» (so z. B. die «Oper»: «Kartoffelschalen und Salat»). Waldtraut hat sich später als Sopranistin ausbilden lassen und häufig bei Konzerten Solo gesungen.

Auch ich habe während meiner Schulzeit am Neustadter Gymnasium (1945 bis 1948) bei der Altistin Lisbeth Schwenk und später, während meines Studiums in Bethel (1950/51), bei Margarete Stoevesandt-v. Bodelshwingh Gesangsstunden genommen. Auch heute noch singe ich sehr gerne und mitunter recht laut – besonders im Gottesdienst. Manchmal habe ich im Gottesdienst auch Solo gesungen. In Chören konnte ich wegen meiner ständigen Reisetätigkeit nur kurzfristig mitsingen, so in den Kirchenchören Edenkoben, Ebernburg, Aix-en-Provence (im Chor der Kathedrale) und Oberhallau.

Doch zurück zur Gitarre. Von Craheim aus nahm ich in Oberbayern an einem Kurs des spanischen Gitarrenvirtuosen Santiago Navascues teil. Nachdem ich bisher vor allem Lieder mit den entsprechenden Gitarrengriffen begleitet hatte, lernte ich jetzt auch Musikstücke spielen und schloss den Kurs mit dem Vortrag des Musikstücks «Anonyme Romanze» ab – ein eingängiges Stück, das mir bis heute gut gefällt.

Als ich vom Navascues-Kurs zurückkam, machte sich unser 13jähriger Andy hinter meine Gitarre und meine Gitarrennoten und begann leidenschaftlich zu üben. Er besuchte dann ebenfalls einen Kurs bei Navascues und anschliessend noch viele andere Kurse und absolvierte eine Ausbildung als Musiklehrer und Experte für Lautenmusik. Zusammen mit einer Kollegin gründete Andy in den neunziger Jahren in Schaffhausen das Barock-Ensemble «Gioco Barocco», das bis heute ein gefragtes Musik-Ensemble ist.

Meine Freunde

Als ich mit sechs Jahren in Edenkoben in die Volksschule kam, hatte ich schnell viele Freunde. Meine ersten Freunde waren Heinz und Fritz – ich nannte sie «Neule» und «Fritzi». Später kamen dann Willi, Helmut, Ernst (Kerth), Klaus, Oskar und Karlheinz dazu. Durch Helmut lernte ich einen zweiten Ernst kennen, nämlich Ernst Kuby, mit dem ich bis heute befreundet bin. Ein «Nachkömmling» in meinem Freundeskreis war der zwei Jahre jüngere Theo Schmidt (Sohn des Herrenhutter Missionars Samuel Schmidt).

Zusammen mit meinen Freunden habe ich einen Verein gegründet mit dem Phantasie-Namen «Sodulandengruppe». Auf Vorschlag von Ernst Kerth haben wir bei Firma Göser einen ovalen Vereinsstempel anfertigen lassen (dabei habe ich zum ersten Mal das Wort «oval» gehört) mit einem Anker als Vereinswappen. Phantasie-Ziel des Vereins war der Bau eines Land-Wasser-Luft-Fahrzeuges, dessen Funktion wir uns phantasievoll ausmalten – besonders nachdem wir den später in den USA verunglückten Zeppelin «Hindenburg» bei einer Fahrt über Edenkoben gesehen hatten. (Ich sehe ihn heute noch vor mir.)

Da ich in unserem Garten für die Beseitigung von Unkraut auf den Wegen und im Wingert verantwortlich war, habe ich einen langen von Unkraut überwucherten Weg, der am schmalen «Garten» des Kern'schen Anwesens vorbeiführte, «Sodulantenstrasse» genannt und dadurch meine Freunde motiviert, beim «Ausbau»



Einige meiner Freunde (von links): Karlheinz, Ernst (Kuby), Arnold, Ernst (Kerth), Klaus

der Strasse mitzuarbeiten, was sie auch getan haben, wodurch dieser Gartenweg vorbildlich gepflegt war.

Neben dem grösseren Freundeskreis gab es noch einen kleinen Dreierkreis: Ernst Kuby, Helmut Meyer und ich. Wir drei trafen uns fast täglich in unserem Pfarrgarten oder im riesigen Kuby-Garten. Nur bei besonderen Anlässen, zum Beispiel bei Geburtstagsfeiern, traf sich der «grosse» Kreis. Im Kuby-Garten spielten wir meist Krocket oder Luftkegel. Manchmal übten wir uns auch im Weitsprung und im Hochsprung. An Regentagen und im Winter spielten wir in der Stube

mit unseren drei Uhrwerks-Märklin-Eisenbahnen (jeder von uns dreien besass eine solche Eisenbahn mit entsprechendem Zubehör). Manchmal spannten wir alle drei Lokomotiven aneinander und liessen sie sämtliche Wagen ziehen. Wenn wir unsere (vorher gekennzeichneten) Schienen zusammenlegten, gab es ein sehr grosses Eisenbahnnetz. Oft spielten wir auch am Tisch Fang den Hut, Mensch ärgere dich nicht, Tischboccia und manches andere Spiel – oft bis spät in den Abend hinein. Nur am Samstag musste ich pünktlich um 18 Uhr zu Hause sein, denn zum Einläuten des Sonntags versammelten sich die ganze Familie und sämtliche Gäste zur traditionellen «Wochenschluss-Andacht».

Wenn wir in unserem Pfarrgarten spielten, dann errichteten wir entweder kleine Spielhäuschen oder wir bauten Burgen auf unserem grossen Sandplatz. Ein Erlebnis ist mir dabei bis heute in Erinnerung geblieben.

Ich war damals etwa zwölf Jahre alt und spielte mit meinen gleichaltrigen Freunden Helmut und Willi auf unserem Sandplatz. Wir wollten eine grosse Sandburg bauen und beschlossen deshalb, viel Sand von der einen Ecke des Sandplatzes in die andere zu transportieren. Dazu benutzten wir eine grosse (für Giesswasser bestimmte) Metalltonne, die zwischen zwei riesigen eisernen Rädern hing. Wir füllten die Tonne zu etwa zwei Dritteln mit Sand und rollten sie mit vereinten Kräften in die andere Ecke des Sandkastens. Dort wollte Helmut die Tonne mit Hilfe eines Hebels auf den Boden herablassen. Er sah jedoch nicht, dass die mit Sand



Arnold und Helmut im Sandplatz

gefüllte Tonne, die unten einen scharfen Metallrand hatte, sich direkt auf die Füße meines Freundes Willi senkte. Entsetzt bemerkte ich die Gefahr, doch im selben Augenblick ergriff Willi die Tonne, die sich schon aus der Halterung gelöst hatte, an den beiden seitlichen Metallstäben und hielt sie in der Schwebe, so dass er seine Füße zurückziehen konnte, bevor die Tonne mit grosser Wucht auf dem Boden aufprallte. Wir standen sprachlos: Ein zwölfjähriger Junge hatte die einige Zentner schwere Tonne im Fallen aufgehalten. Willi sagte, dass die Tonne in dem Augenblick, in dem er sie gehalten habe, leicht wie eine Feder gewesen sei.

Abendläuten und Gäste

In unserem grossen Pfarrhaus in Edenkoben hatten wir ständig Gäste. Dazu gehörten während der Kriegszeit regelmässig auch Soldaten, die in Edenkoben einquartiert waren, oder R.A.D.ler (R.A.D. = «Reichs-Arbeitsdienst», zu dem alle männlichen Jugendlichen vor ihrer Einberufung zur Wehrmacht zwangsverpflichtet wurden). Sie kamen vom grossen R.A.D.-Lager Edesheim (in unmittelbarer Nachbarschaft von Edenkoben). In der Regel hatten die Soldaten und die R.A.D.ler am Samstag «Ausgang» und verbrachten diesen Tag bei uns. Sehr gerne nahmen sie auch an unserer Andacht während des Samstagabendläutens teil.



Zwei der Soldaten, die in Edenkoben einquartiert waren. Links, neben meinem Vater, Soldat Schäfer (gef. in Russland), rechts Soldat Müller mit Arnold.

Zu Beginn der Andacht sangen wir regelmässig das Lied «Du Schöpfer aller Wesen» von Otto Riethmüller (mit dem Vater persönlich bekannt war):

Otto Riethmüller 1934



Du Schöp - fer al - ler We - sen, du
 Len - ker al - ler Zeit, die Wo - che, die ge -
 we - sen, kehrt heim — zur E - wig - keit.

2. Anbetend, Herr, wir singen das Lied der Ewigkeit, zu dir zurück wir bringen die anvertraute Zeit.
3. Dir sind wir ganz verschrieben, ein bleibend Eigentum. Hilf, daß wir rein dich lieben, rein künden deinen Ruhm.
4. Wenn es jetzt um uns dunkelt, sei selber unser Licht, und wenn das Irrlicht funkelt, laß uns verirren nicht.
5. Die Schuld will uns vertreiben, Herr Christ, vergib sie du. Laß unsern Glauben bleiben in deines Todes Ruh.
6. Dein Kreuzeshand nun segne die Schar, die kniet vor dir, und jedem selbst begegne: „Der Friede sei mit dir.“

Nach dem lateinischen Hymnus des Bischofs Aurelius Ambrosius ‚Deus creator omnium‘ von Otto Riethmüller 1889—1938

Dann folgte eine Zeit der Stille, in der wir andächtig auf das Glockenläuten lauschten. Diese Stille wurde mit dem gemeinsam gesprochenen «Unser Vater» abgeschlossen. Während die Glocken langsam ausklangen, sangen wir mehrstimmig den Vers «Die Gnade unseres Herrn Jesu Christus»:

Die Gna - de uns - res Herrn Je - sus

Chris-tus und die Lie - be Got - tes

und die Ge - mein - schaft des Heil - gen

Geis - tes sei mit uns al - len,

mit uns al - len. A - men.

Einige weitere Fotografien erinnern an unsere Samstags-Gäste (von denen die meisten gefallen sind). Besonders gerne hatten wir den elsässischen Theologiestudenten Karl Eugen Weiss, wir nannten ihn «de liewe Weiss» (er ist ebenfalls gefallen):



Elsässer, die in Edesheim beim R.A.D. waren (alle Aufnahmen im Edenkobener Pfarrgarten):

linkes Bild: rechts neben Vater (mit Hannele): «de liewe Weiss»; rechtes Bild: eine elsässische Mutter besucht ihren Sohn. (Sie ist offensichtlich nicht begeistert, dass ihr Sohn eine deutsche Uniform trägt.)

Diese und andere Soldaten und R.A.D.ler haben neben sonstigen Gästen und der gesamten Familie jeweils an unseren Samstagabend-Andachten teilgenommen. Spätere Briefe bezeugen, wie viel ihnen diese Andachten bedeutet haben. Manche haben dann ähnliche «Samstagabend-Läuten»-Andachten in ihren Familien eingeführt.

Im Schatten des Nationalsozialismus

Frühe Erinnerungen

Im Januar 1933 besuchte mein Vater eine Wahlveranstaltung der NSDAP, bei der Adolf Hitler Hauptredner war. Meine Schwester Erika erinnert sich: «Vater kam kreidebleich von der Wahlversammlung zurück und sagte immer wieder: «diese Augen, diese Augen!>»

Wenn mein Vater in der Folgezeit von dieser Wahlveranstaltung sprach, sagte er jeweils: «Hitler hat dämonische Augen.»

Meine erste persönliche Begegnung mit Nationalsozialisten hatte ich Anfang 1934. Ich war damals 5 Jahre alt und spielte mit meinem 7jährigen Bruder Karl vor «unserer» Kirche in Maikammer. Plötzlich fuhr ein Auto vor (damals noch eine Seltenheit!) – wenn ich mich recht erinnere, war es ein DKW – und parkierte vor der Kirche, direkt dort wo wir spielten. Aus dem Auto stiegen zwei Männer in SA-Uniform. Sie gingen an der Kirche vorbei ins Pfarrhaus. Anscheinend hat es meinem Bruder und mir nicht gepasst, dass das Auto in unserem Spielareal parkierte. Und so haben wir uns

einen Spass daraus gemacht, den DKW mit unserer Kinderspucke anzuspucken.

Nach einiger Zeit – wir waren noch mitten in unserem Spuckspiel – kamen die beiden SA-Männer zurück und haben uns ausgeschimpft. Das war meine erste direkte Begegnung mit dem Nationalsozialismus.

Später habe ich erfahren, dass die beiden SA-Männer meinem Vater, dem damaligen Landesjugendpfarrer, die Anordnung mitgeteilt haben, die evangelischen Jugendverbände in die Hitler-Jugend zu überführen. Da mein Vater mit dieser Anordnung nicht einverstanden war, konnte er sein Amt als Landesjugendpfarrer nicht mehr weiterführen. Er bewarb sich deshalb um die vakante Pfarrstelle in Edenkoben und wurde ab Oktober 1934 «Stadtpfarrer» in Edenkoben.

Eine zweite Erinnerung: Es war am Abend des 2. August 1934. Der damalige Reichspräsident Paul von Hindenburg war gerade gestorben. Überall läuteten die Glocken. Auch die Glocken unserer Kirche in Mai-kammer. Während des Glockenläutens sass unsere Familie in stillem Gedenken in unserem Wohnzimmer. Plötzlich stieg in mir eine grosse Angst auf, die sich in Tränen und heftigem Schluchzen entlud. Was war die Ursache? Hindenburg wurde als bekennender Christ von meinem Vater sehr verehrt – ganz im Gegensatz zu Hitler, der meinem Vater unheimlich war und der letztlich daran schuld war, dass er sein geliebtes Landesjugendpfarramt aufgeben musste.

Für mich stieg während des Läutens eine panische Angst hoch. Heute noch – nach vielen Jahrzehnten – spüre ich diese Angst, die sich in einer deutlichen «Erkenntnis» verdichtete: «Wenn Hindenburg tot ist und Hitler jetzt regiert, dann geht Deutschland kaputt». Diese Angst entlud sich in Tränen und in einem heftigen Schluchzen. Besorgt fragte meine Mutter nach der Ursache meiner Tränen. Ich schämte mich, den Grund zu sagen, und so habe ich gelogen und gesagt: «Mein Knie tut mir so weh». Meine Mutter nahm mich daraufhin auf den Arm und trug mich die Treppe hinauf und legte mich liebevoll in mein Bett.



Pfarrhaus und Kirche in Maikammer

Französische Kontakte

In Maikammer hatten wir gelegentlich Besuch aus dem Elsass (der Heimat meines Vaters), so z. B. von Pfarrer König, den wir sehr gerne hatten, weil er so interessante Geschichten erzählte. Pfarrer König war für uns ein geheimnisvoller Mensch, weil wir nie genau wussten, ob er ein «richtiger» König war oder nicht. Wenn wir ihn fragten, hat er nur verschmitzt gelächelt und uns im Unklaren gelassen.

Im Jahre 1938 besuchte uns meine französische Cousine Paule (die Mutter von Paule war die Schwester



von links: Marc, Paule, Christel Stempel und meine Schwester Erika (die Beiden waren unzertrennlich wie Zwillinge), Vater, Mutter; vorne: Waldtraut und Arnold (im Hintergrund das Kern'sche Anwesen).

meines Vaters) zusammen mit ihrem Mann Marc, einem sehr energischen Juristen.

Die beiden fuhren damals von Paris aus mit dem Tandem quer durch Europa nach Polen und wieder zurück. Eine der Zwischenstationen war Edenkoben, wo sie als gern gesehene Gäste und interessante Gesprächspartner in unserem Haus wohnten.

Bei einem späteren Besuch erzählte mir Marc, wie ihre damalige Reise weiter verlaufen ist:

«Nach unserer Abfahrt von Edenkoben fuhren wir weiter u. a. auf einer der neu erbauten Autobahnen, auf denen damals noch sehr wenige Autos verkehrten. Trotzdem war es verboten, mit dem Fahrrad auf der Autobahn zu fahren. Und so wurden wir auch prompt von einem Polizisten angehalten und angeschnauzt: «Es ist verboten, mit dem Fahrrad auf der Autobahn zu fahren!» Ich erwiderte: «Das ist kein Fahrrad, sondern ein Tandem!» Verblüfft schaute der Polizist drein (es gab anscheinend keine Vorschriften bezüglich eines Tandems), winkte ärgerlich ab und zischte: «Ach, diese Franzosen!» Unbehelligt fuhren wir weiter und gelangten schliesslich nach Nürnberg. Dort war gerade der Reichsparteitag der NSDAP. Neugierig schoben wir unser Tandem in das Parteitags-Gelände hinein, vorbei an den uniformierten Standartenträgern, die diszipliniert in wohlausgerichteten Blocks standen, vorbei an der Tribüne, auf der die Halbgötter Hitler, Goering, Goebbels, Himmler und all die anderen Nazi-Grössen sassen, während Rudolf Hess die Eröffnungsrede hielt.

Unbehelligt schoben wir unser Tandem bis zum Ausgang an der anderen Seite des Parteitagsgeländes.»

Wenn ich heute an dieses Husarenstück von Marc und Paule denke, kann ich mir dieses «unbehelligt» nur so erklären, dass für die Organisatoren des Reichsparteitags dieser Vorgang so unerhört und so unvorhersehbar war, dass sie nichts unternommen haben und das Tandem schiebende Zivilistenpaar einfach weiterziehen liessen. Eine Festnahme hätte die Eröffnungsfeier empfindlich gestört – zumal der cholerisch veranlagte Marc sich gegen eine Festnahme mit Sicherheit lautstark gewehrt hätte.

Ein weiterer gern gesehener Gast war der französische Pfarrer Rambaud, Leiter einer christlichen Organisation, die sich für die deutsch-französische Freundschaft einsetzte. Das Motto dieser Organisation lautete «in unitate robur». Ich fühlte mich schon als Teenager dieser Organisation verbunden und trug voll Stolz das schöne runde Abzeichen, auf dem dieser Leitspruch eingraviert war. Ein Klassenkamerad, der wissen wollte, was dieser Spruch bedeutet, schaute in einem lateinischen Lexikon nach und verkündete dann stolz: «Dieser Spruch heisst: <in Einheit ist Eichenholz>!» («robur» heisst sowohl «Eichenholz» als auch «Stärke», gemeint ist natürlich: «in der Einheit liegt Stärke»!)

Deutlich in Erinnerung ist mir auch das Gesicht meines Vaters, der in den Jahren vor dem Einmarsch der Wehrmacht in Frankreich regelmässig vor dem leise

gestellten Radio sass, das Ohr dicht am Lautsprecher, und französische Nachrichten hörte.

In den Jahren 1941 bis 1944 weilten wir oft im Elsass, wo mein Vater seine ehemaligen Schulfreunde, Kommilitonen und Kollegen besuchte. (Unsere französischen Verwandten wohnten nicht im Elsass, sondern hauptsächlich in Paris.) Gesprächsthemen waren dabei immer wieder der Krieg und die Politik.



Vaters einstiges Pfarrhaus in Weiler (Villé) bei Schlettstadt (Sélestat). Meine Schwestern Erika (links) und Waldtraut (rechts), Vater in der Mitte. (Ich habe fotografiert.)

Deutlich erinnere ich mich an die Aussage von Vaters elsässischem Studienfreund Pfarrer Birmele – ich war später mit seinem Sohn Christoph befreundet – der meinte: «Hitler hat in zwei Jahren geschafft, was die

Franzosen in 200 Jahren nicht geschafft haben, nämlich die Elsässer zu Franzosen zu machen.»

Das war besonders spürbar, nachdem die Amerikaner in der Normandie gelandet waren. Da wurden wir in den Geschäften freundlicher bedient, wenn mein Vater elsässisch oder französisch sprach, was aber auch nicht ganz ungefährlich war, weil es immer noch einzelne elsässische Nazi-Spitzel gab, denen es nicht passte, wenn im Elsass französisch gesprochen wurde. So erinnere ich mich an einen Elsässer namens Rudolph, der in unserem Hotel wohnte und dessen Tochter Blanche (ihr Vater nannte sie «Blanka») die Spielgefährtin meiner Schwester war. Vor diesem Herrn Rudolph mussten wir uns hüten. Es wurde gemunkelt, dass er ein Nazi-Spitzel sei.

«Fahnenflucht»

In der Osterzeit 1943 fand im Schafsaal in Edenkoben eine grosse politische Feier statt. Alle organisierten Verbände mussten in Uniform daran teilnehmen – natürlich auch die HJ und das Jungvolk. Nur widerwillig habe ich mich gefügt. Als frisch Konfirmierter wollte ich viel lieber am Abendmahl in der Kirche teilnehmen als an der Feier im «Schafsaal». Ich überlegte, wie ich beides vereinigen könnte. Das Abendmahl begann nach dem Wortgottesdienst um ca. 10.30 Uhr. Nachdem meine Anwesenheit im Schafsaal festgestellt worden war, schaffte ich es, mich direkt neben die grosse

Saaltür zu setzen. Ich hatte die Absicht, mich um 10.15 aus dem Saal zu stehlen und in die Kirche zu eilen.

Die Feier im Schafsaal begann pünktlich um 10 Uhr mit dem Einzug der Fahnen. Plötzlich packte mich ein SA-Mann am Arm, drückte mir eine Fahne in die Hand und zog mich in die Reihe der zur Bühne marschierenden Fahnenträger. Offensichtlich war ein Fahnenträger ausgefallen und so war ich als direkt neben der Saaltür Sitzender der geeignete Ersatz. Und so marschierte ich zusammen mit den anderen etwa zehn Fahnenträgern zur Bühne, vor der wir uns als festliches Element im Angesicht des bis auf den letzten Platz gefüllten Saals aufstellten. Verstohlen schaute ich auf die Uhr. Es war 10.10 Uhr. Eine ohnmächtige Wut stieg in mir hoch. Was soll ich machen? Ich kann hier nicht fort – aber ich will am Abendmahl teilnehmen. Und so sagte ich zu Gott: «Mach, dass ich zum Abendmahl komme!» Da kam mir der Gedanke: «Es muss mir schwindlig werden.» Ich stellte mich möglichst verkrampt hin und dachte ständig: «Jetzt wird mir schwindlig, jetzt wird mir schwindlig, jetzt wird mir schwindlig ...» Und tatsächlich spürte ich allmählich ein leichtes Schwindelgefühl. Ich fing an, ein wenig mit dem Körper und vor allem mit der Fahne zu wackeln und schaute hilfesuchend zu dem vor mir sitzenden dekorierten SA-Mann (in der ersten Reihe sass die SA-Prominenz.) und flüsterte ihm zu: «Mir wird schwindlig.» Sofort sprang der SA-Mann auf, ergriff die Fahne und stellte sich an meinen Platz, während ich vor den Augen des Publikums an der gesamten Fahnenfront vorbeischlich und

den Seitenausgang erreichte. Kaum war ich im Freien, als der leichte «Schwindel» verflogen war. Ich schaute auf die Uhr, es war 10.25 Uhr. Ich rannte den Stadtberg hinauf, ging durch den Hintereingang in die Kirche und hörte, wie die Gemeinde das Eingangslied der Abendmahlsfeier anstimmte.

Begegnungen mit Juden

Schon in frühester Kindheit hat mein Vater meinem Bruder und mir biblische Geschichten erzählt – hauptsächlich aus dem Alten Testament. Und so war ich schon früh vertraut mit Abraham und Sara, mit Isaak und Rebekka, mit Joseph und seinen Brüdern, mit Moses und Aaron, mit Naemi und Ruth, mit Saul und David und vielen anderen bis hin zu Jesus und Paulus. In der Bibliothek meines Vaters entdeckte ich zwei Bände mit Bildern von Schnorr von Carolsfeld zu den biblischen Geschichten. Diese beiden Bücher wurden meine Lieblingsbücher. Sobald ich lesen konnte, las ich die dazugehörigen kurzen Texte. Obwohl ich später «bessere» Bilder zu den biblischen Geschichten gesehen habe (vor allem von Hans Lietzmann und von Rembrandt), haben die Carolsfeld-Bilder noch immer einen prägenden Platz in der Tiefe meiner Seele. Die meisten Carolsfeld-Gestalten gehörten zum Volk Israel. Sie prägten mein Bild von jüdischen Menschen.

Zu diesen jüdischen Menschen gehörte auch der Weinkommissionär Kern, dessen grosses Anwesen an

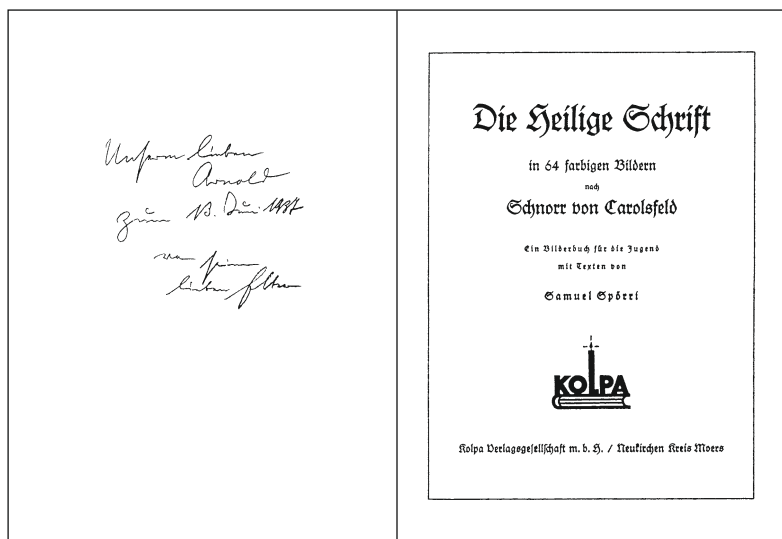
unseren Pfarrgarten grenzte. Damit an diesem Haus Fenster mit Blick auf unseren Garten und auf die Rheinebene angebracht werden konnten, hatte der Erbauer entlang der Fensterfront einen ca. zwei Meter breiten Streifen «Garten» angebracht, der nur durch einen niederen grossmaschigen Drahtzaun von unserem Garten getrennt war. In diesem Garten ging Herr Kern, ein würdiger und freundlicher älterer Herr, gelegentlich spazieren und unterhielt sich manchmal mit meinem Bruder und mir. (So lobte er zum Beispiel einmal unsere Fasnachtsverkleidung als Bäcker. Wir hatten weisse Handtücher als Schürzen umgebunden und das Gesicht mit Mehl verschmiert.)

Herr Kern passte durchaus zu den Carolsfeld-Bildern, zum Beispiel zur Gestalt des Isaak.

Im krassen Gegensatz zu den Carolsfeld-Bildern jüdischer Menschen standen die «Comics» des «Stürmer», einer Hetzzeitung der Nationalsozialisten, die ich zum ersten Mal als 7-Jähriger Anfang April 1936 sah. Der «Stürmer» war unübersehbar neben meinem Schulweg in einem grossen Schaukasten ausgestellt, so dass die Schuljugend mit den Hetzcomics konfrontiert wurde. In diesen Comics waren Juden mit krummen Nasen und Plattfüssen in obszönen Situationen dargestellt – versehen mit entsprechenden Texten.

Als ich meinem Vater von diesen Bildern des «Stürmer» erzählte, nahm er mich beiseite und sagte: «Arnold, wenn du mir versprichst, ein Jahr lang nicht den «Stürmer» anzuschauen, schenke ich dir ein Buch mit den biblischen Bildern von Schnorr von Carolsfeld.»

Ich versprach es und marschierte ein Jahr lang tapfer am «Stürmer» vorbei, ohne einen Blick auf die Comics zu werfen. Nach Ablauf des Jahres, im April 1937 erinnerte ich meinen Vater an sein Versprechen. Er hatte es nicht vergessen, sondern unterdessen ein Buch mit farbigen Carolsfeld-Bildern gekauft. Als Widmung schrieb er mir in dieses Buch, das ich heute noch besitze: «Unserm lieben Arnold zum 13. Juni 1937 von seinen lieben Eltern»:



Ich sagte zu meinem Vater: «Ich möchte, dass du nicht schreibst, dass ich dieses Buch zu meinem Geburtstag am 13. Juni, sondern im April 1937 erhalten habe, und zwar als Belohnung dafür, dass ich ein Jahr lang nicht in den «Stürmer» geschaut habe.» Mein Vater meinte jedoch: «Es ist besser so, wie ich es geschrie-

ben habe». (Übrigens: nach dem Jahr interessierten mich die Stürmer-Comics nicht mehr).

Im Sommer 1938 – ich war damals zehn Jahre alt – kam eines Tages unser Nachbar Kern zu uns ins Pfarrhaus und wollte mit meinem Vater reden. Er hatte in seiner Hand einen etwa faustgrossen Stein und sagte zu meinem Vater: «Dieser Stein wurde von Ihrem Garten aus durch ein Fenster in mein Anwesen geworfen. Er lag hinter der zerbrochenen Scheibe. Als ehemaliger deutscher Frontsoldat lasse ich mir so etwas nicht gefallen – der Verursacher sollte zur Rede gestellt werden.» Mein Vater hatte keine Ahnung, wer den Stein geworfen hat. Er liess mich ins Wohnzimmer rufen. Nachdem ich Herrn Kern artig begrüsst hatte, hat mein Vater streng gefragt, ob ich wisse, wer den Stein geworfen hätte. Da mein Vater wusste, dass ich ein begeisterter «Max und Moritz»-Leser war, hat er mir anscheinend diese Untat zugetraut. Ich wusste, wer den Stein geworfen hatte, habe aber nichts gesagt, weil mir schon früh eingebläut worden war, dass es gemein ist, andere zu verpetzen. Doch im Verhör im Beisein von Herrn Kern war das Verschweigen nicht mehr am Platz und so erzählte ich, dass vor einigen Tagen einige «ältere» (das heisst 12jährige) Buben in unseren riesigen Garten gekommen seien um darin herumzutoben. Einer habe dabei einen Stein genommen und in ein Fenster des Kern'schen Anwesens geworfen (dass der Steinewerfer dabei gesagt hat: «Des derf mer – do wohnt än Jud» habe ich im Beisein von Herrn Kern nicht gesagt). Auf das Drängen meines Vaters hin habe ich den Namen

des Missetäters genannt, es war der Sohn eines einflussreichen Nationalsozialisten. Ich sehe heute noch das traurige Gesicht von Herrn Kern vor mir, als er resigniert sagte: «Dann kann man wohl nichts unternehmen.» Mein Vater hat trotzdem etwas unternommen und den Steinewerfer zur Rede gestellt, (was ich dann als «Verpetzer» ausbaden musste!).

Für Herrn Kern war es nicht der einzige Stein, der in sein Anwesen geworfen wurde, sondern wenige Monate später in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, in der sogenannten «Kristallnacht», wurden sämtliche Fenster des Erdgeschosses seines zur Strassenseite gelegenen Wohnhauses zertrümmert und die hinter den Fenstern liegenden Räume mitsamt dem Mobiliar und dem Geschirr durch Steinwürfe verwüstet und beschädigt.

Unmittelbar nach diesem Pogrom wurden die Edenkobener Juden am 10. Nov. 1938 aufgrund einer willkürlichen Anordnung des NS-Ortsgruppenleiters Leibrock auf dem Marktplatz zusammengetrieben, in Omnibusse verfrachtet, über den Rhein gebracht und in der Nähe von Karlsruhe auf freiem Feld ausgesetzt. Es wurde ihnen unter Androhung der Todesstrafe verboten, nach Edenkoben zurückzukehren (s. A. H. Kuby «Juden in der Provinz» S. 141 ff).

Wir Schulkinder wurden aufgefordert, uns auf dem Marktplatz zu versammeln und dem Abtransport der Juden zuzuschauen.

Obwohl der Marktplatz in unmittelbarer Nähe unseres Hauses lag, hat mir mein Vater streng verboten,

das Haus zu verlassen. Ich habe deshalb nicht miterlebt, wie unser Nachbar Kern und die anderen Juden abtransportiert wurden.

Später habe ich erfahren, dass die Edenkobener Juden (die bei Bekannten und in jüdischen Gemeinden in Baden oder sonstwo Unterschlupf gefunden hatten), im Oktober 1940 zusammen mit den badener und elsässer Juden ins «Camp de Gurs» im unbesetzten Frankreich gebracht wurden. Dort ist Herr Kern umgekommen. (s. a. a. O., S. 179 ff). Das Kern'sche Anwesen hat mein Vater nach dem Krieg den amerikanischen Verwandten und Erben von Herrn Kern abgekauft, um daraus ein Kirchgemeindehaus zu machen.

Einem weiteren Juden bin ich nur indirekt begegnet. Es war der Chemiker Kahn. Er wohnte in einem vornehmen Haus am Privatweg. Es war im Jahre 1943. In der Schule hatten wir Chemieunterricht und ich wurde ein begeisterter Hobby-Chemiker. In unserer Waschküche habe ich ein chemisches Laboratorium eingerichtet, in dem ich zusammen mit meinem Freund Klaus chemische Experimente machte. Neben Schwarzpulver fabrizierten wir alle möglichen gefährlichen und weniger gefährlichen Stoffe. Ein grosses Problem waren jedoch die Gefässe – vor allem Reagenzgläschen. In den einschlägigen Geschäften gab es nichts mehr zu kaufen. Da kam mir eine Idee: Der Jude Kahn war doch Chemiker. Wie man hörte, war er in Theresienstadt, wo – wie behauptet wurde – die «begabten» Juden wissenschaftlich arbeiten konnten. Das Labor von Herrn Kahn war also verwaist. Dort musste es doch

noch viele Kostbarkeiten geben! Ich wusste, dass Frau Kahn «arisch» war und in ihrem Haus bleiben konnte. Und so begab ich mich in das Kahn'sche Haus. Misstrauisch schaute Frau Kahn den 15-jährigen an. Als ich mich jedoch als Sohn des Pfarrers vorstellte, schwand ihr Misstrauen. Es war bekannt, dass mein Vater kein Nationalsozialist war, sondern eher das Gegenteil. Ich erzählte Frau Kahn von unseren chemischen Experimenten und von unserem Mangel an entsprechenden Gläsern und fragte, ob sie mir einige Gläser aus dem



Judengedenktafel in Edenkoben (Ausschnitt)

Labor ihres Mannes verkaufen könnte. Zögernd führte sie mich ins Labor mit den Worten: «Jetzt führe ich dich in mein Heiligtum.» Ich staunte über das wunderbar eingerichtete Labor und über die vielen köstlichen Gläser. Bescheiden deutete ich auf einige Kolben und Gläser, vor allem auf Reagenzgläser. Ich merkte, wie Frau Kahn mit sich kämpfte und sich dann doch dazu durchrang, mir die gewünschten Gläser zu geben, und zwar mit den Worten: «Mein Mann würde sich sicherlich freuen, wenn er einem so chemiebegeisterten Jungen begegnen würde.» Sie verlangte kein Geld, sondern meinte: «Das ist ein Geschenk meines Mannes.»

Herr Kahn ist aus Theresienstadt nicht mehr zurückgekehrt.

Meine Schulzeit in Edenkoben

Nach den Osterferien 1935 wurde ich in der evangelischen Markbachschule «eingeschult». Unser Lehrer in der ersten und in der zweiten Klasse war Lehrer Emig. Er wohnte am Ortsausgang in einem schönen neuen Haus unmittelbar vor den zweimal fünf kleineren neu erbauten «Siedlungs»-Häusern, die im Rahmen eines NS-Siedlungsprogrammes erstellt worden waren. (Ein Siedlungshaus kostete 5000 RM, das Emig-Haus 10 000 RM!) Mein Vater meinte: «Das Emig-Haus ist wie eine Glucke mit ihren zehn Küken.» Daran musste ich jeweils denken, wenn ich an dieser «Siedlung» vorbeiging.

Lehrer Emig war ein guter aber strenger Lehrer, zu dessen Erziehungsmethoden – wie damals bei allen Lehrern üblich – auch körperliche Züchtigung gehörte. In der dritten Klasse unterrichtete uns Lehrer Müller und in der vierten Lehrer Spreng. Diese drei Lehrer hatten unterschiedliche Züchtigungsmethoden. Wenn ich mich recht erinnere, gab es bei Lehrer Emig vor allem Hand-Tatzen oder Ohrfeigen. Und wie sahen die körperlichen Züchtigungen bei den anderen Lehrern aus? Bei Lehrer Müller gab es «Kopfnüsse» (= Schläge mit den Fingerknöcheln auf den Kopf) und «Buckelpulver» (= Schläge mit dem Rohrstock auf den Rücken), Lehrer Spreng dagegen hat traditionell mit dem Rohrstock den Hosenboden versohlt. Mein Vater, der unser Religionslehrer war, pflegte die Ohrläppchen zu ziehen oder zu drücken – was mitunter auch recht schmerzhaft war.

In der höheren Schule, die ich ab Ostern 1939 besuchte, waren körperliche Züchtigungen eher selten, aber sie kamen doch vor. So hat z. B. unser Französischlehrer «Anton» 1947 im Humanistischen Gymnasium in Neustadt unserem (18jährigen!) Mitschüler Ludwig Fass einmal eine schallende Ohrfeige gegeben.

Doch nun zurück nach Edenkoben. Während ich von der ersten bis dritten Klasse den Unterricht im evangelischen Markbachschulhaus besuchte, wurden 1938 die Konfessionsschulen aufgelöst und die Klassen wurden konfessionell gemischt. So besuchte ich die vierte Klasse im ehemals katholischen Schulhaus in der Luipoldstrasse.

In der «Oberschule» waren neben meinen Mitschülerinnen und Mitschülern aus Edenkoben in unserer Klasse jetzt auch Schüler aus den Nachbargemeinden Edesheim, Weiher, Maikammer und St. Martin.

Da die Pfalz bis 1935 zu Bayern gehörte, kamen die meisten unserer Lehrer aus Bayern. Sie schimpften über die unterdessen eingeführten «preussischen» Schulbücher, die ihrer Meinung nach oberflächlicher als die früheren bayerischen Schulbücher waren (was stimmte!).

Meine Edenkobener Schulzeit wurde nach den Sommerferien im August 1939 für einige Monate unterbrochen. Zusammen mit meiner Mutter und meiner Schwester Waldtraut zügelten wir zur Grossmutter nach Ebernburg, während unser Vater zusammen mit unserer Schwester Erika in Edenkoben blieb. Da eine Umschulung in eine höhere Schule in Bad Kreuznach zu umständlich gewesen wäre, besuchte ich von August bis Dezember 1939 die fünfte Klasse der Volksschule Ebernburg, wo uns Herr Lehrer Riedinger unterrichtete. Daneben hatte ich Englischunterricht bei «Tante Lotte», einer Schulfreundin meiner Mutter.

In Ebernburg erlebte ich den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. In der Schule erhielten wir Schreibhefte aus miserablen Papier, auf denen die Tinte auslief (Kugelschreiber gab es noch nicht), damit wir fortan «Kriegstagebuch» führen konnten.

Gleich zu Beginn des Krieges wurden unsere prachtvollen Pferde (die Nachfolger von Luchs und Juno) «eingezogen», um Kanonen zu ziehen. Ich erinnere

mich noch an das Getrappel der Pferdehufe auf den Pflastersteinen, als die Pferde in der Nacht zum Sammelplatz gebracht wurden, um abtransportiert zu werden. Einem aussergewöhnlichen Zufall ist es zu verdanken, dass der Ebernburger Schmied Lampert als Soldat die durch ihre aussergewöhnliche Schönheit auffallenden Pferde (die er oft beschlagen hatte!) 1943 in Russland wieder erkannte und Onkel Schorsch den Namen des Pferdeführers mitteilte. Onkel Schorsch hat daraufhin Kontakt zu diesem Pferdeführer aufgenommen, der ihm versicherte, dass es den Pferden gut gehe und dass er die Absicht habe, sie nach dem Krieg nach Hause zurück zu führen.

Wenig später erhielt Onkel Schorsch jedoch vom Pferdeführer die Nachricht, dass die beiden Pferde beim Einschlag einer russischen Granate gemeinsam umgekommen sind – während er selber wie durch ein Wunder mit dem Leben davonkam.

Seinen «Opel Super 6» dagegen hat Onkel Schorsch vor dem Eingezogenwerden bewahrt, indem er ihn demontierte und in der verschlossenen Garage stehen liess. Nach dem Krieg hat er ihn dann wieder in Betrieb genommen.

Ansonsten habe ich vom Krieg zunächst nicht viel bemerkt. Während der Monate in Ebernburg habe ich im Hofzimmer in einem grossen Märchenbuch sämtliche Grimm'schen Märchen gelesen. Als «Arbeit» wurde mir das Schuheputzen übertragen. Die strenge Kinderchwester Berta hat mir beigebracht, wie man die Schu-

he «nonstop» bürstet (= ohne die Bürste abzusetzen) – eine Methode, die ich bis heute beibehalten habe.

Lebhaft in Erinnerung sind mir auch die Eisenbahnzüge, die nach dem Polenfeldzug in Richtung Westwall fuhren. Aus diesen Zügen schauten lachende und winkende Soldaten. Auf einem der Eisenbahnwagen prangte ein grosses Plakat mit der Aufschrift: «Für Frankreich brauchen wir das deutsche Heer – für Polen genügt die Feuerwehr.»

Das Ende des Krieges 1945 habe ich ebenfalls in Ebernburg erlebt. Da sind die Züge in die umgekehrte Richtung gefahren. Es waren unendlich lange Züge mit Viehwagen, aus deren Luken ausgemergelte Soldaten schauten und sich bittende Hände streckten. Da diese Züge oft langsam fuhren und manchmal auch stehen blieben, konnten wir den Gefangenen Brot und Wein durch die Luken reichen. Ich höre heute noch die Stimme von Onkel Schorsch: «Wenn man Brot und Wein hat, dann kann man leben.» Viele der Gefangenen haben jedoch nicht überlebt. Die Züge fuhren ins riesige amerikanische Gefangenenlager Bretzenheim bei Bad Kreuznach, das völlig überfüllt war. Es gab in diesem provisorischen Gefangenenlager keinerlei Unterkünfte. Die Gefangenen mussten sich Erdlöcher graben. Wie ich später erfuhr, sass in solch einem Erdloch auch mein späterer Lehrer und väterlicher Freund Carl Schneider – zusammen mit dem Erben eines der grössten deutschen Chemiekonzerne. Die beiden blieben nach ihrer Entlassung lebenslang Freunde. Carl Schneider hat mir später erzählt, dass er in jenem Erd-

loch in Bretzenheim seinem Mitgefangenen biblische Geschichten erzählt habe.

Am 18. Oktober ist meine Schwester Johanna in einem privaten Entbindungsheim in Bad Kreuznach zur Welt gekommen. Und dann sind wir im Dezember 1939 nach Edenkoben zurückgekehrt und ich bin wieder in meine alte Klasse in der Oberschule gegangen und dort bis zu unserem «Abtransport» zur Flak im Januar 1944 geblieben.



2. Klasse der Oberschule Edenkoben (1940). Ich stehe in der mittleren Reihe ganz rechts, halb verdeckt von meinem Freund Klaus Spreng.

Aus meiner Edenkobener Schulzeit sind mir drei Ereignisse besonders deutlich in Erinnerung geblieben.

Zwei Ereignisse haben mit Mathematik zu tun und ein drittes Ereignis mit Deutsch.

Mathematik gehörte nicht zu meinen Lieblingsfächern. Es gab jedoch Ausnahmen – z.B. das Bruchrechnen, das mir sehr leicht gefallen ist. Ich erinnere mich an eine Klassenarbeit, bei der ich die Lösungen nur so heruntergeschrieben und als erster die Arbeit abgeliefert habe. Ich durfte deshalb in den Schulhof gehen während die anderen noch über ihren Arbeiten brüteten. Vom Schulhof aus sah ich, wie Professor Fried am Fenster stand (unser Klassenzimmer war im Erdgeschoss) und meine Arbeit las. Nachdem er sie fertig gelesen hatte, schaute er lächelnd auf den Schulhof und streckte mir seinen erhobenen Daumen entgegen. Das bedeutete, dass er die Arbeit mit Note 1 (= sehr gut) bewertet. Ich habe daraufhin erfreut einige Runden auf dem Schulhof gedreht.

Ein zweites Mathematik-Ereignis war weniger erfreulich: Ich stand an der grossen Schiebetafel, um eine mathematische Aufgabe zu lösen. Zu diesem Zweck wollte ich die obere Tafel herunterziehen. Dabei habe ich mich mit der linken Hand am Tafelgestell festgehalten und versehentlich den Daumen in die Laufschiene der Tafel gehalten und so zog ich mit einem kräftigen Ruck die schwere Tafel über meinen Daumen, der dadurch völlig plattgedrückt wurde und höllisch schmerzte. Professor Fried hat die Tafel (über meinen Daumen) wieder hochgedrückt, aber der Daumennagel blieb in der Rille zurück. Es hat lange gedauert, bis ich meinen Daumen wieder normal benutzen konnte. Die

Spuren dieses Schiebetafel-Unglücks sind jedoch bis heute noch sichtbar.

Die dritte Erinnerung betrifft das Fach «Deutsch». Deutsch war mein Lieblingsfach und meine Arbeiten wurden in der Regel auch recht gut benotet. Ein Ereignis ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Im Mai 1941 (ich war damals 12 Jahre alt) sollten wir einen Aufsatz über den «Muttertag» schreiben. Als Professor Schütt die korrigierten Aufsätze zurückgab, sagte er etwa folgendes zu meiner Arbeit: «Jetzt kommt ein ganz besonderer Aufsatz. Und dann kommt lange lange nichts. Und dann kommt ein einsamer Misthaufen. Und dann kommt wieder lange lange nichts. Und dann kommt erst die nächste Arbeit». Und dann musste ich meinen «ganz besonderen Aufsatz» vorlesen. Ich weiss es heute noch. Ich hatte ein schlichtes Muttertagserlebnis beschrieben. Es begann mit den Worten: ««Hazi», krächte unsere Kleine fröhlich und blieb vor einem blauen Blümchen stehen.» Ich habe dann ausführlich beschrieben, wie ich dieses Blümchen ausgegraben, in einen Blumentopf gepflanzt und mit meiner kleinen Schwester Johanna unserer Mutter zum Muttertag überreicht habe. Das hat Jakob Schütt (dessen Töchterlein Ingeborg damals etwa gleich alt war wie Hannele!) anscheinend gut gefallen und ihn zu jener bombastischen Vorrede veranlasst.

Ein weiteres Erlebnis hat nur indirekt etwas mit der Schule zu tun. Ich habe im Herbst 1943 als 15-Jähriger dem 12jährigen Sohn einer befreundeten Familie aus Maikammer Nachhilfeunterricht in Mathematik erteilt

und fuhr anschliessend, als es schon dunkel wurde, mit dem Fahrrad nach Edenkoben zurück. Wegen der strengen Verdunkelungsvorschriften musste ich ohne Licht fahren. Ich kannte jedoch die Strasse gut und fuhr zügig nach Edenkoben. Doch plötzlich stand ein gewaltiges Hindernis vor mir. Vor der Berufsschule in der Markbachstrasse stand ein unbeleuchtetes Pferdefuhrwerk mit zwei Pferden auf der falschen Strassenseite (weil der Fuhrmann etwas in den Hof der Schule ausladen wollte). Die Pferde standen also plötzlich direkt vor mir. Ich fuhr mit Elan auf das rechts vor mir stehende Pferd zu, das durch den Aufprall umfiel. Ich selber wurde unter das andere Pferd geschleudert, das wild zu treten anfang, so dass um mich herum die Funken der auf die Pflastersteine schlagenden Hufeisen sprühten. Irgendwie habe ich es dann geschafft, aus dieser gefährlichen Lage herauszukommen, während aus dem Schulhof der fürchterlich schimpfende Fuhrmann herauskam. Mein Fahrrad lag als Wrack unter dem gestürzten Pferd. Obwohl ich einige Trittverletzungen an den Beinen hatte, konnte ich die kurze Strecke zu meinem Elternhaus humpeln. Anschliessend wurde mir dann im Spital von Dr. Buschmann eine Tetanusspritze verabreicht.

Meine Jungvolk-«Karriere» und ihr plötzliches Ende

Die Zugehörigkeit zum «Jungvolk» (eine Bezeichnung, die von der evangelischen Jugend übernommen wor-

den war!) war für jeden Jungen von 10 bis 14 Jahren selbstverständliche Pflicht. Es gab keine Möglichkeit, sich davor zu drücken. Mit 14 Jahren wurden dann die «Pimpfe» (so hiessen die Jungvolk-Buben) in die «Hitler-Jugend» (HJ) überführt – es sei denn, dass jemand im Jungvolk «Führer» geworden war und als «Funktionär» im Jungvolk bleiben konnte. Da ich als Sohn eines nicht linientreuen Pfarrers keine Chance hatte, Jungvolk-Führer zu werden, sollte ich nach Vollendung meines 14. Lebensjahres in die HJ überführt werden. Dies wollte ich jedoch auf gar keinen Fall, denn die HJ musste jeweils am Sonntagmorgen «antreten». Ich wollte jedoch am Sonntagmorgen in den Gottesdienst gehen. Was sollte ich tun? Mein Vater, der meinen Wunsch gut verstand, begab sich als Bittsteller zum 17jährigen Jungvolk-Fähnleinführer Norbert Harreus (ein ehemaliger Konfirmand meines Vaters), um ihn zu bitten, mich im Jungvolk zu belassen. Da mich Norbert nicht zum «Führer» machen wollte, ernannte er mich zu seinem «Adjudanten» – eine Funktion, die im Jungvolk gar nicht vorgesehen war. Ich durfte dann eine rotweisse Pfeifenschnur an der rechten Brusttasche tragen (die Jungenschaftsführer trugen sie links). Da es für einen «Adjudanten» keine Funktion gab, ausser dass ich die Aktentasche des Fähnleinführers zu tragen hatte – wurde ich schon bald zum «Standort-Geldverwalter» ernannt und durfte dann die Pfeifenschnur links tragen. Als Geldverwalter sass ich jeweils im kleinen Kassenraum des Schafsaal-Kinos und kassierte die Eintrittsgelder für die Jugendfilmstunden (pro Person

10 Pfennige). Ausserdem habe ich als Flügelhornbläser beim Edenkobener Musikzug mitgeblasen und war Signaltrompeter für die Feuerwehr (während des Krieges durften die Sirenen nur bei Fliegeralarm eingeschaltet werden).

Im Herbst 1943 sollte ich zum HJ-»Streifendienst« eingezogen werden (mein Gönner Norbert Harreus war unterdessen zum Militär eingezogen worden, und der junge aus der Kirche ausgetretene Scharfmacher Helmut Gutleben war Fähnleinführer geworden). Der »Streifendienst« war eine Art Jugendpolizei, dessen Mitglieder später zur SS eingezogen wurden. Das war nun wirklich das Schlimmste, was mir passieren konnte. Es gab nur einen Ausweg: Ich musste mich freiwillig als Offiziersbewerber zur Wehrmacht melden (die Wehrmacht stand in Konkurrenz zur SS). Da ich schon seit einigen Jahren den Wunsch hatte, Arzt zu werden, und mich schon gründlich in entsprechende Fachbücher eingelesen hatte, erschien es mir sinnvoll, mich für die Sanitätsoffizier (= Militärsarzt) Laufbahn zu bewerben. Da konnte man sogar während des Krieges – nach entsprechendem Fronteinsatz – Medizin studieren. Für eine Offiziersbewerbung musste mich jedoch der »Jungbannführer« – ein nicht mehr ganz junger ehemaliger Lehrer – begutachten.

Und so fuhr ich nach Landau, um mich dem Jungbannführer vorzustellen. Es hatte sich herumgesprochen, dass der Jungbannführer bei Offiziersbewerbern Wert auf eine gute Erziehung lege, und so würde er zum Beispiel bei Vorstellungsgesprächen einen Bleistift

fallen lassen, um zu prüfen, ob und wie ihn der Bewerber aufheben und ihm übergeben würde. Und tatsächlich liess der Jungbannführer einen Bleistift fallen, den ich natürlich aufgehoben und höflich übergeben habe. Auch die sonstige Befragung verlief problemlos. Der Jungbannführer beanstandete lediglich, dass ich beim Wegtreten nicht deutlich genug «Heil Hitler» gesagt habe. Er reichte trotzdem meine Bewerbung an die Wehrmacht weiter. Damit kam ich für den Streifendienst nicht mehr in Frage. Aber den Fähnleinführer H. G. war ich damit noch nicht los. Nachdem H. G. einen NS-Schulungslehrgang absolviert hatte, wurden seine Töne schärfer. So illustrierte er zum Beispiel das NS-Dogma «Der Führer hat immer recht!» mit der Aussage: «Wenn der Führer sagt, der Ball ist schwarz, dann ist er schwarz – auch wenn er weiss ist. Und wenn er sagt, der Ball ist weiss, dann ist er weiss, auch wenn er schwarz ist.»

Was für *den* Führer galt, galt nach der Meinung von H. G. für jeden Führer – insbesondere für einen Fähnleinführer. Das bekam ich im Dezember 1943 persönlich zu spüren: Wir hatten Bastelnachmittag und bastelten Weihnachtsspielzeug für die Kinder, und zwar Panzerfahrzeuge. Holzklötze, die Ähnlichkeit mit Panzern hatten, waren von einem Schreiner vorgefertigt worden. Einige Pimpfe zersägten Besenstiele in lauter kleine Scheibchen. Das waren die Räder für die Panzer. Andere bohrten Löcher in die Mitte dieser Räder und wieder andere – dazu gehörte ich – mussten durch diese Löcher einen Nagel stecken und die Räder an die

Panzer annageln. Der Pimpf, der die Löcher für meine Räder bohrte, nahm seine Aufgabe nicht genau, sodass manche Löcher nicht in der Mitte der Räder sassen, sondern daneben. Mir blieb nichts anderes übrig, als die Nägel durch diese Löcher zu stecken und die Räder an den Panzer zu nageln, was zur Folge hatte, dass die Panzer nicht rollten, sondern «eierten». Als der Fähnleinführer, der meine Panzer kontrollierte, dies feststellte, schrie er mich an: «Du hast die Räder falsch befestigt!» Ich sagte: «Ich habe die Nägel vorschriftsgemäss durch die Löcher gesteckt, aber die Löcher waren falsch gebohrt.» H. G. schrie weiter: «Die Löcher waren richtig gebohrt, aber du hast die Räder falsch befestigt.» Ich sagte: «Nein – die Löcher waren falsch gebohrt!» Da schrie er noch lauter: «Wenn ich sage, die Löcher waren richtig gebohrt, dann waren sie richtig gebohrt – egal wie sie gebohrt waren!» Als ich es wagte, noch einmal zu sagen: «Sie waren aber falsch gebohrt», wurde er wütend und schrie: «Hiermit bist du degradiert und aus dem Jungvolk entlassen, das wird Folgen haben.» Und dann musste ich den Bastelraum verlassen. Dabei war es mir nun doch etwas mulmig zumute, denn die «Folgen» konnten durchaus «Dachau» heissen.

Es gab jedoch keine Folgen, denn kurz danach, im Januar 1944, wurde ich zusammen mit meinen Klassenkameraden als «Luftwaffenhelfer» eingezogen. Damit war ich dem Batterie-Chef unserer Flak-Batterie unterstellt und nicht mehr dem Fähnleinführer.

Bei der Flak

Unmittelbar nach den Weihnachtsferien im Januar 1944 kam ein Flak-Unteroffizier namens Konzelmann (wir nannten ihn «Konzi») in unsere Edenkobener Oberschule und brachte unsere Schulklasse in eine Flak-Batterie ausserhalb von Ludwigshafen am Rhein. Dort sollten wir als «Luftwaffenhelfer» (LwH) eingesetzt werden. Wir waren damals 15 Jahre alt. Nachdem wir in der Flak-Batterie in unsere Schlafbaracke eingewiesen worden waren, wurden wir militärisch eingekleidet.

Dann mussten wir uns der Grösse nach aufstellen. Ein Oberwachtmeister teilte uns in drei Gruppen ein. Die Längsten wurden zum Dienst an den Kanonen abkommandiert, die Mittleren zum Dienst am Kommando- und Funkmessgerät, die Kleinsten zum Dienst in der «Umwertung». Ich gehörte zu den Mittleren und wurde am Kommandogerät ausgebildet.

In der Freizeit las ich in meinem kleinen Neuen Testament (das ich heute noch besitze) und in kleinformatigen medizinischen Fachbüchern. Eines Tages entdeckte der für unsere Batterie zuständige Sanitäter (wir nannten ihn «Sani») mein Interesse für Medizin. Er fragte mich, ob ich Lust hätte, ihm bei seinem Dienst zu helfen. Natürlich habe ich freudig zugesagt, und so wurde ich zum «Hilfskrankenträger» ausgebildet und half dem Sani bei der Betreuung der Kranken und Verletzten. (Meinen Dienst am Kommandogerät war ich damit los.)

Einmal im Monat durften wir in Urlaub fahren. Es kam vor, dass dann unser Zug von Tieffliegern beschossen wurde. Einmal bin ich per Anhalter gefahren. Ein Wehrmachtsoberst hat mich in seinem Dienstwagen mitgenommen. Er war empört, dass jetzt auch schon Kinder eingezogen werden.

*Als «Kindersoldat»
auf Urlaub: zusammen
mit meiner 4-jährigen
Schwester Johanna
(«Hannele») im Eden-
kobener Pfarrgarten
(unter dem Nussbaum).*



Nach einigen Monaten wurde der Sanitätsgefreite Stern in eine andere Batterie versetzt und so war ich der alleinige «Sanitäter» in unserer Batterie. Ich hatte einen schönen «Praxis»-Raum mit einem Medikamentschrank, einer Liege und einem Apparat für Wärmebehandlung. Meine Tätigkeit war nicht sonderlich aufregend. Neben Grippe- und Erkältungskrankheiten, die ich hauptsächlich mit Aspirin behandelte, gab es viele Furunkel, gegen die Ichthyol und gelegentlich auch das Messer halfen. Für Hautkrankheiten gab es einen grossen Topf Schwefelsalbe, und für Wunden aller Art eine ebenso grosse Dose Lebertransalbe. Neben

Desinfektionsmittel gab es auch Medikamente zur Behandlung von Geschlechtskrankheiten. Einige dieser Medikamente wurden einmal von einem Wachtmeister, der sie offensichtlich für sich brauchte, geklaut.

Obwohl wir mehrere Bombenangriffe über uns ergehen lassen mussten, hatten wir keine Toten und keine Schwerverletzten zu beklagen – ganz im Unterschied zu unserer Nachbarbatterie, die nur einige 100m von uns entfernt war. Dort gab es Tote und Verletzte. Auch das Gelände in der Nähe von Ludwigshafen, wo unsere Batterie zunächst lag – sie ist im Sommer 1944 in die Nähe von Frankental verlegt worden – wurde von Bombeneinschlägen geradezu umgepflügt:



Die zerbombte «alte» Flakstellung

Kleine Verletzungen, Splitterwunden und dergleichen habe ich entsprechend verbunden – besonders gern mit dem «Kornährenverband», den ich ästhetisch schön fand.

In unserer Batterie gab es auch eine Abteilung russischer Kriegsgefangener, die von dem russisch sprechenden bulgarischen Wachtmeister Bulla betreut wurde. Aufgabe dieser Russen war es, die schweren 10,5 cm-Granaten zu den Geschützen zu transportieren und das Batteriegelände in Ordnung zu halten.

Mit einigen dieser Russen machten wir Tauschgeschäfte. Sie malten in ihrer Freizeit bunte Bilder auf kleine Holzbretter und fertigten einfache Spielzeuge an, die wir gerne für unsere jüngeren Geschwister erwarben. Auch ich habe Bilder und Spielzeug für meine fünfjährige Schwester Johanna «gekauft».

Wir gaben den Russen dafür Lebensmittel (viel hatten wir auch nicht!) oder Toilettenartikel. Wenn einer der Russen krank war, kam er zu mir in die «Praxis». Ich habe mich gern mit den Russen unterhalten (die meisten konnten ein wenig Deutsch). Viele hatten Angst von dem Bolschewiken. Sie sagten: «Wenn wir nach dem Krieg nach Russland zurückkehren, werden wir erschossen, weil wir für das deutsche Militär gearbeitet haben».

Einmal kam ein überzeugter Bolschewik zu mir. Er hatte rheumatische Beschwerden, die ich zu lindern versuchte. Zu diesem Zweck musste er einige Zeit auf meiner Liege unter dem Wärmeapparat verbringen. Dabei versuchte ich, mich mit ihm zu unterhalten. Obwohl er recht ordentlich deutsch sprach, verweigerte er jegliche Antwort auf politische Fragen. Er war überzeugt, dass Stalin ein guter Mensch und ein grosser Politiker sei. Und so unterhielt ich mich mit ihm über

Land und Leute seiner russischen Heimat, was für mich ohnehin viel interessanter war als die Politik.

Zu den «kleinen» Erlebnissen bei der Flak gehörten auch eine Feuerpatsche und ein Kätzchen. Wir waren in Reih und Glied angetreten und warteten. Worauf weiss ich nicht mehr – vielleicht aufs Exerzieren oder auf irgend eine Belehrung, oder auf die Kontrolle unserer Schuhe (ob sie sauber geputzt sind und ob kein Nagel auf der Sohle fehlt). Ich weiss nur noch, dass ich auf eine Baracke schaute, die etwa fünf Meter vor uns stand und an der eine Feuerpatsche hing. Eine Feuerpatsche war ein Besenstil, an dem statt eines Besens ein breites Stoffstück angebracht war, mit dem man kleinere Brandherde bekämpfen konnte. Dann sah ich, wie sich ein kleines, schwarz-weisses Kätzchen der Feuerpatsche näherte und mit der Pfote zaghaft den Stiel der Patsche berührte. Dadurch geriet der Stock in ein leichtes Schwingen. Was dann geschah, habe ich anschließend in einem Gedicht festgehalten:

*Unter der Feuerpatsche steht ein Kätzlein und denkt:
Was da droben für ein seltsames Wesen wohl hängt?
Ganz zaghaft will es die Patsche befühlen,
Vielleicht lässt sich wunderbar damit spielen.
Die Neugierde lässt ihm keine Ruh
Und so langt es immer fester zu.
Doch die Patsche war lose aufgestellt
Drum dauerts nicht lang bis sie runterfällt.
Das Kätzlein von panischem Schrecken erfasst*

*Entfliehet voller Angst in eiliger Hast.
Am ganzen Leibe das Tierchen bebt,
Denn so etwas hat es noch nie erlebt. –
Doch mit der Zeit kehrt die Ruhe zurück
Und der Feuerpatsche gilt wieder der Blick.
Vorsichtig, bedächtig mit gespanntem Sinn
Schleicht das Kätzchen wieder zur Patsche hin.
Ganz zaghaft zuerst es nach ihr schaut,
Weil es dem Ungetier noch nicht recht traut:
So ein dicker Kopf, so ein langer Stiel,
Das ist für das arme Kätzlein zuviel.
Ganz traut es sich nicht an das Untier heran –
Vielleicht fängt es wieder zu schlagen an?*

Da der Jungbannführer im Herbst 1943 meine Bewerbung für die Sanitätsoffizier-Laufbahn weitergeleitet hatte, wurde ich im Herbst 1944 von der zuständigen Wehrmachtsstelle zur «Prüfung» nach Wiesbaden eingeladen. Ausser mir waren noch etwa zehn weitere Sanitätsoffiziersbewerber anwesend. Neben der nicht ganz einfachen theoretischen Prüfung wurde auch unsere körperliche Ertüchtigung unter die Lupe genommen. Am meisten habe ich mich vor dem obligatorischen Boxen gefürchtet. Seit dem miterlebten tödlichen Unfall meines Bruders Karl im Mai 1937 hatte ich Angst vor körperlicher Gewalt. Ausserdem wusste ich nicht, wie man boxt, und so habe ich, nachdem mir die Boxhandschuhe angelegt worden waren und ich im Boxring stand, den Kopf eingezogen und völlig unfachmännisch auf meinen Boxgegner eingeschlagen,

was sich dieser natürlich nicht gefallen liess und heftig zurückschlug, so dass ich eine blutende Nase bekam. Bei diesem Boxkampf ging es jedoch nicht um gewinnen oder verlieren, sondern es sollte lediglich die Wendigkeit und das Aggressionspotential geprüft werden.

Bei der Schlussauswertung der Offiziersbewerberprüfung habe ich dann ordentlich abgeschnitten, lediglich meine Boxkünste wurden beanstandet. Als Zeichen dafür, dass ich die Prüfung bestanden habe, durfte ich fortan eine kleine silberne Schnur auf den Achselstücken meiner Uniform tragen.

Nun noch ein Wort zu unseren Vorgesetzten und Kameraden: Unser Batteriechef Leutnant Schmid war ein guter Stratege und ein angenehmer Vorgesetzter. Aber er war ein Säufer und wurde deshalb nicht befördert – obwohl er wegen seiner Dienststellung längst Hauptmann hätte sein müssen. Seine Liebe zum Wein hatte für Winzersöhne und -enkel Vorteile. Sie erhielten gelegentlich Sonderurlaub, um Wein zu beschaffen. Auch ich profitierte davon. So durfte ich im Herbst 1944 zwei Wochen lang bei der Weinlese im grosselterlichen Weingut in Ebernburg mithelfen, mit der Erwartung, dass ich eine entsprechende Menge Wein mitbringen würde. Als ich nach der Rückkehr aus Ebernburg den Wein bei ihm abliefern wollte, lag Schmid angetrunken im Bett und meinte lallend: «Franz, stell den Wein neben meinen Spind!» (Er sagte zu jedem LwH «Franz».)

Unter unseren Vorgesetzten gab es nur *einen* scharfen Nationalsozialisten. Das war der Leutnant Dietrich

(er trug meistens einen Stenz-Schal unter seiner Uniformjacke). Vor dem mussten wir uns hüten. Unangenehm war auch Fähnrich Lindenhan (19 Jahre). Er wirkte arrogant und konnte es nicht ertragen, wenn man ihm widersprach. Das bekam ich einmal schmerzhaft zu spüren. Irgendeine Bemerkung von mir hat ihm nicht gefallen. Sofort brummte er mir eine Strafarbeit auf. Ich sollte 500-mal einen längeren, idiotischen Satz schreiben. Da hätte ich stundenlang schreiben müssen. Was sollte ich dagegen tun? Es kam mir eine Idee. Ich ging zur Schreibstube und sagte forsch: «Luftwaffenhelfer Bittlinger erbittet für Fähnrich Lindenhan 20 Bogen Seidenpapier und 5 Bogen Kohlepapier.» Anstandslos wurde mir das Gewünschte überreicht. Ich war erstaunt über den Erfolg meines kühnen Auftritts, der sehr leicht hätte schief enden können. Ich schrieb den idiotischen Satz 100-mal und machte vier Durchschriften. Das dünne Fliesspapier bewirkte, dass auch die vierte Durchschrift noch gut leserlich war. Fähnrich Lindenhan steckte meine Strafarbeit wortlos ein, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen.

Ein feiner und gebildeter Vorgesetzter war Oberwachmeister Levry, ursprünglich Kurdirektor von Bad Reichenhall.

Von meinen Klassenkameraden war keiner mehr in meiner Schlafbaracke. Wir waren alle auf verschiedene Baracken aufgeteilt worden. Ich fand jedoch in Fritz Daemrich aus Bad Bergzabern einen guten Freund. Er war «gottgläubig» und las entsprechende Bücher, so

zum Beispiel das Buch «*Das Gott*» oder «*Der Kaiser aus dem Jenseits*». Ich las seine «gottlosen» Bücher und er las meine christlichen Bücher. Und dann unterhielten wir uns darüber, wobei wir uns gegenseitig respektierten. Keiner versuchte den anderen zu bekehren.

Als wir Luftwaffenhelfer im Februar 1945 entlassen wurden um vom Reichsarbeitsdienst bzw. von der Wehrmacht übernommen zu werden, blieb Fritz Daemrich als einziger Luftwaffenhelfer in unserer Flak-Batterie. Als Experte am Kommandogerät war er nach Meinung des zuständigen Oberwachtmeisters unentbehrlich.



Fritz Daemrich

Nach unserer Entlassung wurde unsere Batterie im Erdkampf eingesetzt. Fritz Daemrich ist dabei als einer der Ersten gefallen – er war 16 Jahre alt.

«Gottesdienst»

Immer wieder versuchte ich am Sonntag den Gottesdienst in Frankental zu besuchen, was mir manchmal gelang. Ich musste dazu die Erlaubnis meines Vorgesetzten einholen, und so begab ich mich jeweils am Sonntagmorgen zum zuständigen Oberwachtmeister,

stand stramm und sagte: «Luftwaffenhelfer Bittlinger bittet, den Gottesdienst besuchen zu dürfen.» Je nach Lust und Laune sagte der Oberwachtmeister ja oder nein. Wenn er ja sagte, fuhr ich mit meinem alten Fahrrad zirka eine halbe Stunde lang nach Frankental. Wenn ich zurück kam, fragte mich manchmal Konzi, was für Lieder wir gesungen haben. Wenn ich ihm die Lieder sagte, meinte er breitgrinsend: «So so, diese Lieder habt ihr gesungen!» Ich hatte den Eindruck, dass er die Lieder kannte. Wie ich später erfuhr, stammte Konzi aus Tailfingen, einer pietistisch geprägten Kleinstadt in Württemberg. Als ich nach dem Krieg einmal zu einem volksmissionarischen Einsatz in Tailfingen weilte, habe ich Konzi besucht und zu unserer Missionsveranstaltung eingeladen. Als Unteroffizier verhielt er sich freilich nicht sehr christlich, sondern er war einer unserer schärfsten «Schleifer».

Mein letzter Gottesdienstbesuch in Frankental ist mir eindrücklich in Erinnerung geblieben. Während der Woche hatte es einen heftigen Bombenangriff gegeben. Auch in unsere Batterie waren Bomben gefallen. Als ich am Sonntagmorgen mit dem Fahrrad nach Frankenthal fuhr, war die Strasse von Trümmern bedeckt, so dass ich mehrfach das Fahrrad tragen musste. Als ich schliesslich an der Kirche ankam, war da nur noch eine Ruine. Das Dach und einige Wände waren eingestürzt. Das Kirchenschiff war mit Trümmern bedeckt. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Ich lehnte mein Fahrrad an einen Steinhauken und kletterte im Inneren der Kirche auf den Trümmern herum.

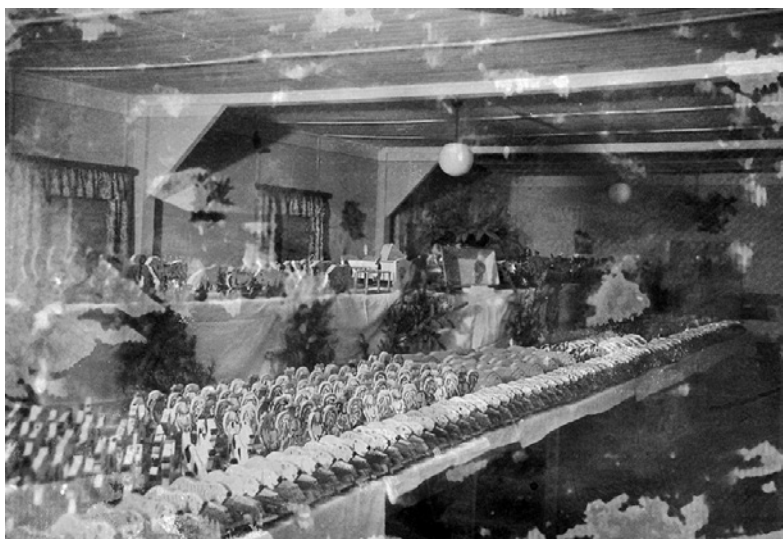
Plötzlich entdeckte ich mitten in den Trümmern ein Harmonium. Ich öffnete den Deckel, trat auf ein Pedal und siehe da, das Instrument funktionierte noch. In der Nähe fand ich dann auch die Harmoniumsbank. Ich stellte sie vor das Harmonium und begann zu spielen. Ich kannte viele Lieder und Texte auswendig, und so spielte ich einen Choral nach dem anderen und sang dazu aus voller Kehle. Es war eine eigenartige Stimmung in der leeren Kirchenruine. Es war, als ob die geborstenen Steine mitsingen würden. Es kam mir das Wort Jesu in den Sinn: «Wenn ihr schweigt, werden die Steine schreien.» Nach geraumer Zeit verliess ich die Kirche und begab mich mit meinem Velo auf die Rückfahrt. Wenn ich an dieses Erlebnis denke, will es mir heute noch so scheinen, als sei dies einer der eindrücklichsten Gottesdienste gewesen, die ich je erlebt habe.

Weihnachten 1944

Weihnachten war für mich von Kind an ein wunderbares Fest. Die Geschenke meiner Paten Luise und Georg Jung erfüllten meine geheimsten Wünsche. Es waren solide und deshalb bleibende Spielsachen – jeweils meinem Alter entsprechend: Steckenpferd, Roller, «Luchs», Kaufladen, Ritterburg, Münchener Kindl-Baukasten, Märklin-Eisenbahn, Märklin-Metallbaukasten. Und dazu jeweils ein wundervolles Buch. Einige dieser Geschenke besitze ich heute noch. Das «Feiern» begann mit dem 1. Advent. Schon als 4-Jähriger besuchte ich

zusammen mit den Jungscharmädchen Alte und Kranke, um ihnen einen geschmückten Tannenzweig mit einer brennenden Kerze zu bringen und dabei Advents- und Weihnachtslieder zu singen. Noch heute, nach mehr als 70 Jahren, sind mir Namen und Stuben einiger dieser Alten im Gedächtnis. Der ganze Monat Dezember war erfüllt von Weihnachtsduft und Musik.

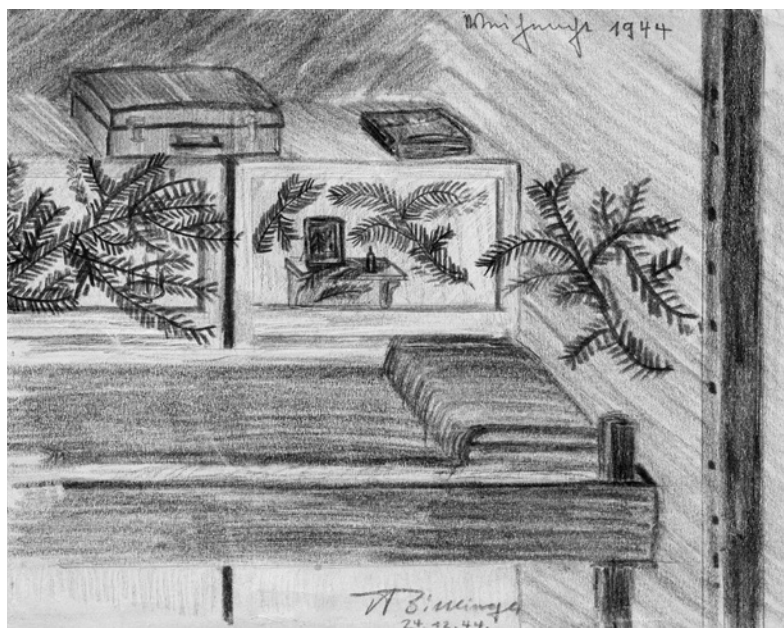
Der Dezember 1944 war jedoch ganz anders. Zum ersten Mal war ich nicht zu Hause. Neben unserem normalen Dienst in der Flak-Batterie, neben den ständigen Fliegerangriffen auf die Städte in unserer unmittelbaren Nähe: Mannheim, Ludwigshafen, Frankental (Städte, die wir «beschützen» sollten, was Ende 1944 ein Witz war), bastelten und bemalten wir Spielzeug für



gebasteltes Spielzeug

die Kinder dieser Städte – diesmal keine Panzer (daran waren die Kinder jetzt nicht mehr interessiert!) sondern Spielzeugtiere für die Buben und Puppenwiegen für die Mädchen.

Ich habe jedoch auch ganz privat Weihnachten gefeiert. Neben meinem Bett habe ich eine Weihnachtsecke eingerichtet. In unserem Barackenraum standen sechs Doppelbetten. Mein Bett war ein oberes Bett. Es stand direkt hinter den Spinden. An einer Spindrückwand habe ich ein kleines Brett angebracht, das ich mit Tannenzweigen und mit einer Kerze geschmückt habe. Ich habe diese Weihnachts-Ecke über meinem (vorschriftsmässig «gebauten»!) Bett mit Buntstiften gemalt:



Bei der offiziellen Weihnachtsfeier waren die Männer unserer Batterie mitsamt unseren Vorgesetzten (insgesamt etwa 80 Mann) im Barackensaal versammelt. Nach einer Ansprache des Batteriechefs gab es ein schlichtes «Festessen» und als Dessert ein wenig Gebäck und ein glühweinähnliches Getränk. Dann sangen wir «Stille Nacht» (wie wahrscheinlich auch unsere amerikanischen «Kollegen», die unterdessen nicht mehr allzuweit von uns entfernt waren, «Silent night» sangen!). Anschliessend folgte der gemütliche Teil. Einige völlig unsoldatische Charlie Chaplin-ähnliche Strassenkünstler und «Schauspieler», die als letztes Aufgebot zum Militär eingezogen worden waren, führten Zauberkunststücke und Cabarettnummern vor. Und dann gab es ein Gemeinschaftserlebnis, das mir bis heute in Erinnerung geblieben ist. Wir wurden aufgefordert, kräftig zuerst mit den Ellenbogen und dann mit beiden Fäusten auf den Tisch zu schlagen und dabei zu singen «Dä (Ellenbogen) – dä (Fäuste) – derä (Ellenbogen) – dä (Fäuste) – dä (Ellenbogen)... unendlich lang ging es so weiter! Während 80 Männerkehlen dieses Dädäderädädäderä... brüllten, schlugen 160 Ellenbogen und ebensoviele Fäuste auf die Tischplatten. Dadurch entstand ein fast ekstatisches Gemeinschaftsgefühl – ähnlich wie ich es später beim Tamtam in Afrika erlebt habe.

Gegen Mitternacht musste ich den Flugmelde-Wachtposten ablösen. Noch nie war ich so beglückt über diese Pflicht. Ich verliess den «Dädäderädädä»-Saal etwas

früher und machte einen Umweg, vorbei an den Russen-Baracken. Aus den geöffneten Barackenfenstern tönte es ganz anders: heimwehschwängere, russische Gesänge. Ich blieb stehen und lauschte. Und dann ging ich weiter zum Wachtpostenplatz neben dem Kommandogerät.

Jetzt war ich ganz allein. Durch das lichtstarke Flakfernrohr habe ich den Mond betrachtet und mir vorgestellt, wie derselbe Mond damals über Bethlehem stand und wie ihn Jesus und die Apostel immer wieder angeschaut und dabei den 8. Psalm gesprochen haben: «Wenn ich sehe den Himmel deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast ... Gott, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in aller Landen.»

Und dann hab ich all die vertrauten Weihnachtslieder gesungen (auch «Süßer die Glocken nie klingen ...») und dabei an die mir vertrauten Menschen gedacht, die jetzt in Edenkoben, Ebernburg und sonstwo Weihnachten feierten.

Am Flakfernrohr

Das nächtliche «Wacheschieben» am Flakfernrohr gehört zu den eindrücklichsten Erlebnissen meiner Flakzeit. So lästig das Aus-dem-Schlaf-gerissen-Werden war, so schön war die Zeit am Flakfernrohr – besonders bei Vollmond. Da habe ich mit dem Fernrohr ausgiebig den Mond betrachtet und mir seine Gebirge und Täler

vorgestellt. Vor allem aber habe ich Choräle gesungen. In den Religionsstunden, im Präparanden- und im Konfirmandenunterricht bei meinem Vater mussten wir viele Choräle auswendig lernen, in der Regel mit allen Strophen. Da mir das Lernen nicht schwer fiel, konnte ich weit über hundert Choräle auswendig (die meisten kenne ich heute noch). Ich hatte so einen unerschöpflichen Singvorrat.

Anders war es natürlich, wenn Fliegeralarm war. Dann war es vorbei mit der Ruhe. Dann wurde die ganze Batterie aus dem Schlaf gerissen, alle eilten zu ihrem Posten. Ich stand wieder am Flakfernrohr, denn ich war – seit ich «Sanitäter» war – bei Fliegeralarm auch noch Flugmelde-Posten.

Wenn unsere Batterie nicht direkt angegriffen wurde – bei einem Angriff war ich als Sanitäter im Einsatz – konnte ich die «Christbäume» (Leuchtkugeln der feindlichen Flieger) und den Feuerschein über den brennenden Städten beobachten.

So ist mir auch die Nacht vom 11. auf den 12. September 1944 in Erinnerung. Unser Flak-Sender meldete: «Starke feindliche Bomberverbände über Darmstadt». Ich schaute durchs Flak-Fernrohr in die Richtung dieser etwa 25 km entfernten Stadt und sah die «Christbäume» und dann den gewaltigen immer wieder aufflammenden Feuerschein über der von Bombenhagel schwer getroffenen Stadt, die in dieser Nacht viele Tausende von Toten zu beklagen hatte. Noch lange war der Himmel über Darmstadt als gewaltige Kuppel tiefrot gefärbt.

Später habe ich erfahren, dass mitten in diesem Inferno die Anfänge der («ökumenischen» und später «evangelischen») Marienschwesternschaft lagen.

Die kleine «Résistance»

Nach dem Krieg gab es in Deutschland erstaunlich viele Menschen, die behauptet haben, dass sie «schon immer dagegen» waren. Ich frage mich heute noch, warum man zwischen 1933 und 1945 davon nichts gemerkt hat? Ja, es gab Menschen, die «dagegen» waren. Die kannten sich in der Regel gegenseitig, aber sie waren vor allem den NS-Parteigrößen bekannt. Nach dem Krieg hat man in Edenkoben eine «Schwarze Liste» mit den Namen der NS-Gegner gefunden mit der Anordnung, diese Frauen und Männer vor dem Einmarsch der Amerikaner zu erschiessen. Mein Vater stand ganz oben auf dieser Liste (neben dem Kommerzienrat Schneider und dem katholischen Pfarrer Stollhoff). Zum Glück kamen die Amerikaner so schnell, dass diese Anordnung nicht mehr durchgeführt werden konnte. Natürlich wollte man diese NS-Gegner loswerden, weil sie genau wussten, wer die lokalen Haupt- und Mitverantwortlichen für die Zerstörungen in der «Kristallnacht», für den Abtransport der Juden und für mancherlei andere üble Dinge waren.

Ja, es gab Menschen, die wirklich «dagegen» waren. Aber wie waren sie dagegen? In einem von der Gestapo bis in den kleinsten Winkel hinein kontrollierten

System gab es ja nicht allzu viele Möglichkeiten für einen Widerstand. Auch hier kann ich deshalb nur einige persönliche Erlebnisse erzählen, wirklich nur ganz kleine Dinge. So war es zum Beispiel Vorschrift, dass man beim Grüßen den rechten Arm ausstrecken und dabei «Heil Hitler» sagen musste. (Ein Flüsterwitz – davon gab es viele – sagte: nur gut, dass der Hitler nicht «Kräuter» heisst, sonst müssten wir «Heilkräuter» schreien.) Mein Vater und sein katholischer Kollege Stollhoff haben beim Grüßen die Hand zwar erhoben, aber nicht ausgestreckt, sondern abgewinkelt und dabei statt «Heil Hitler» freundlich nickend «Grüss Gott!» gesagt. Andere – dazu gehörte ich – haben zwar die Hand ausgestreckt (wenn auch nur lässig), und dabei «Hei'tler» gesagt. Mit Erheiterung habe ich später gelesen, dass selbst Carl Zuckmeyer 1938 in Österreich so gegrüsst hat (C. Zuckmeyer «Als wär's ein Stück von mir» S. 73).

Als wir als 14-Jährige in einer Art «Jugendweihe» eine von einer NS-Grösse (ich weiss noch genau, wer es war) in Halbsätzen vorgesprochene Verpflichtung auf Adolf Hitler und die NS-Ideologie im Chor nachsprechen sollten, habe ich zusammen mit meinem neben mir stehenden katholischen Freund Karlheinz statt des nachzusprechenden Textes immer nur «Rhabarber, Rhabarber» gemurmelt.

Mein Vater gehörte zur «Bekennenden Kirche», die in Opposition zur NS-Ideologie stand. (Dem Vorsitzenden der pfälzischen «Bekennenden Kirche», Hans

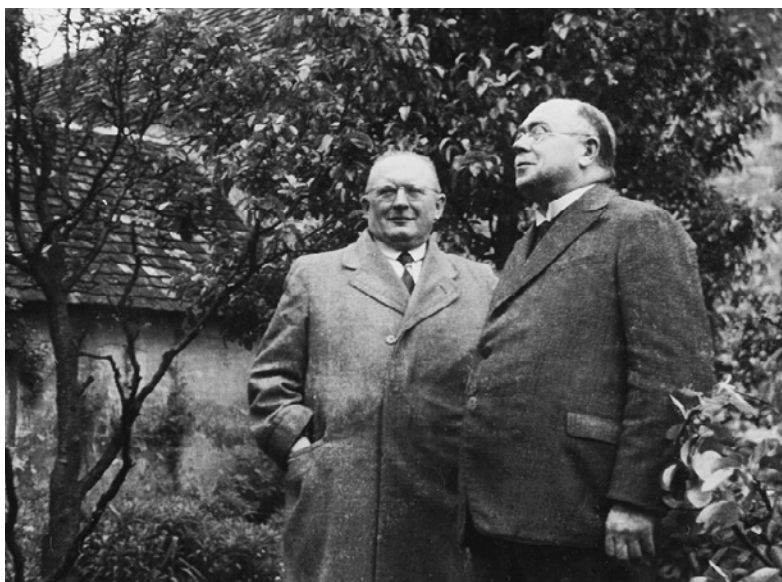
Stempel, habe ich einmal eine verschlüsselte Botschaft meines Vaters mündlich überbracht.) Unter dem Einfluss meines Vaters ist auch unser damalige Vikar Erich Braun der Bekennenden Kirche beigetreten. Beim Mittagessen haben wir täglich für den inhaftierten Martin Niemöller und andere «Bekenner» gebetet. Dabei hörte ich zum ersten Mal den Namen «Dachau». «Verbotene» Bücher habe ich (nach unserem Umzug nach Edenkoben) – eingepackt in Wachstuch – unter Anleitung meines Vaters in einem Mauerloch unseres Gewölbekellers versteckt, und mit einem vorher herausgebrochenen Stein wieder gut verschlossen. Nach dem Krieg habe ich die Bücher unbeschädigt wieder herausgeholt.

Trotzdem: Einen eigentlichen Kirchenkampf hat es in der Pfalz nicht gegeben. Hans Stempel hat einmal gesagt: «Wenn man in der Pfalz radikal ist, dann ist man gemässigt radikal». Dazu beigetragen hat sicherlich auch die Wahl von Pfarrer Diehl, Träger des «Goldenen Parteiabzeichens» zum Landesbischof. Der hat den NS-Gauleiter Bürckel gut gekannt und schützend seine Hand über manchen Pfarrer gehalten, der nicht linientreu war.

So hat die Pfälzische Landeskirche z.B. auch den dem NS-Regime kritisch gegenüberstehenden CVJM-Reichssekretär Karl Otto Horch (ein bekannter Jugendbuch-Autor), der beim CVJM-Reichsverband in Kassel (wegen Auflösung der CVJM-Gruppen) seine Anstellung verloren hatte, als «Landesjugendwart» angestellt. K.O. Horch schreibt dazu: «Die Landeskirche der Pfalz rief mich als Landesjugendwart. Im Frühjahr 1939 trat

ich dort meinen Dienst an. Ich wohnte nun in Neustadt an der Weinstrasse ... Die Pfälzer Bevölkerung kam uns sehr freundlich entgegen, sodass wir uns bald heimisch fühlten ... Auch das Verhältnis zur Landeskirche der Pfalz war fein und harmonisch.» (K.O. Horch, *Meines Lebens Wanderfahrt*, S. 151).

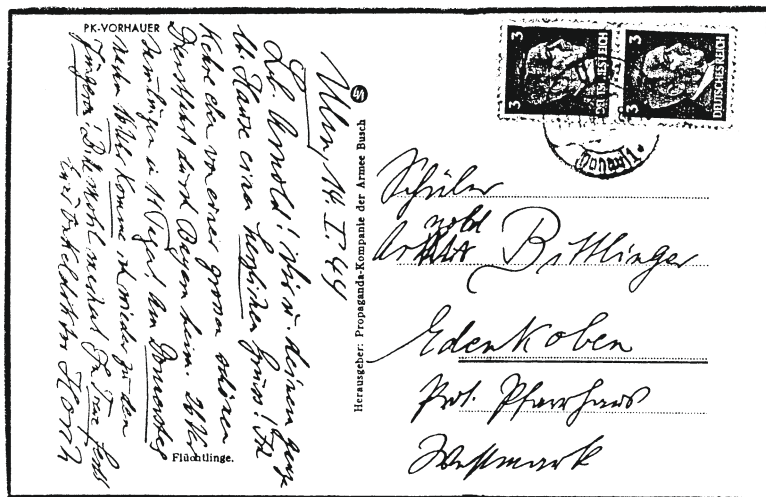
Als Landesjugendwart hatte K.O. Horch die Möglichkeit, in verschiedenen pfälzischen Gemeinden Jugendstunden und sonstige Veranstaltungen durchzuführen – so auch in Edenkoben, wo er auf Einladung meines Vaters schon unmittelbar nach seiner Übersiedlung nach Neustadt regelmässig Jugendstunden für die



Zwei «gewichtige» Persönlichkeiten: der ehemalige CVJM-Reichssekretär K.O. Horch (links) und der ehemalige Landesjugendpfarrer G. Bittlinger (rechts)

10–14-Jährigen (im «Pfarrhaus 2») und für die Konfir-
mierten unter dem Namen «Christenlehre» (im «Pfarr-
haus 1») hielt.

Da der «Onkel Doktor» Horch ein hinreissend span-
nender Erzähler war, waren die Jugendstunden jeweils
sehr gut besucht. Ich selber habe von 1939 bis zu mei-
ner Einberufung als Luftwaffenhelfer (Januar 1944)
regelmässig an diesen Jugendstunden teilgenommen.
Nach meiner Konfirmation (März 1943) war ich für
Terminbenachrichtigungen (es ging alles mündlich!)
verantwortlich. Davon zeugt eine Postkarte von K.O.
Horch vom Januar 1944 mit der Nachricht: «Am Don-
nerstagnachmittag 16.00 Uhr komme ich wieder zu den Jün-
geren!»:



Auch die Jugendstunden der «weiblichen Jugend»
liefen weiter. Meine Mutter, die zur «Burckhardhaus»-

Bewegung gehörte, hielt schon in Maikammer und anschliessend in Edenkoben regelmässig Mädchenstunden (gerne in ihrer dunkelgrünen Burckhardhaus-Tracht mit weissem Kragen und Brosche). Die Landes-Beauftragten für die pfälzische Burckhardhaus-Arbeit Lene Frenzel und Irmgard v. Bistram kamen schon unmittelbar nach unserem Umzug nach Edenkoben bis zum Kriegsende auf Einladung meiner Mutter regelmässig zur Betreuung dieser Mädchenkreise nach Edenkoben. Zahlreiche Eintragungen in unserem Gästebuch erinnern an diese Besuche:

"Ich aber will auf den Grossen schauen & den Gott der
unsern Güt' so nützlich; mein Gott wird mich führen.
Ich werde wieder aufkommen, und so ist es
Finsternis für, so ist das der Gross mein Licht."
Heide F.

Meiner zum Reichtum an der jüngeren Generation
in Pfaffenweiler das unter Pfaffenweiler - & andere
Hof steht in diesen Tagen.
Lieblich & dankbar
Li. 23. II. 1935 Frau Laura Frenzel.

Reinhold. Hier sind wir der
Mutter. Grosse für geworden, sofer als in
den Pfaffenweiler. Bessere Zeiten! Die Pfaffen-
Licht Pfaffenweiler Bittlinger, die Pfaffen-
Mutter & dank für die Pfaffenweiler
bei Pfaffen!

Frau Laura Frenzel.

8. Aug. 1942.



Lene Frenzel (rechts) und Irmgard v. Bistram (links) beim Puppenspiel im Kreis der «Jüngeren» (1936).



Meine Mutter (links im Burckhardthaus-Kleid) mit den «Älteren» (1939)



*Meine Mutter fotografiert die «Mittleren» (1936)
Im Vordergrund Karl (rechts) und Arnold (links)*



Bei einer Sommer-Freizeit (1940)

Dass evangelische Jugendliche trotz HJ und BDM weiterhin Fahrten und Ausflüge machen konnten, zeigt u. a. ein Foto von einem Ausflug nach Worms zum Lutherdenkmal 1938. (Wie üblich war ich bei solchen Ausflügen mit dabei: vorne rechts, zusammen mit meiner Schwester Waldtraut, links unter der Statue: Vikar Erich Braun.)



Kürzlich besuchte ich eine 86jährige Edenkobnerin, die begeistert an den evangelischen Jugendveranstaltungen während der NS-Zeit teilgenommen hatte. Sie meinte: «Das war die schönste Zeit meines Lebens!»

Neben der Mädchenarbeit (Ältere–Mittlere–Jüngere) leitete meine Mutter zusammen mit Frau Niederhöfer den Evang. Frauenbund, der in Spannung zu der von Frau Lambert geleiteten NS-Frauenschaft stand. (Zu

den Veranstaltungen des Frauenbundes kamen viel mehr Frauen als zu denen der NS-Frauenschaft!)

Trotz dieser «inoffiziellen» Arbeitsmöglichkeiten gab es mancherlei Schikanen gegenüber der Kirche und gegenüber den Pfarrern. So wurden die «Pfaffen» häufig in einem Atemzug mit den Juden genannt und ihnen zugerufen: «Wenn wir mit den Juden fertig sind, dann kommt ihr dran». So hat auch eine lokale NS-Grösse meinem Vater einmal zugerufen: «Auch Sie werden wir noch an die Wand stellen!» (d. h. erschliessen). Indirekt war auch ich von dem Slogan «Die Juden und die Pfaffen» betroffen und wurde als Pfarrerssohn gelegentlich «Paff» genannt (in der Pfalz wird das F hinter einem Anfangs-P nicht gesprochen; vgl. den Slogan «in de Palz geht de Parrer mit de Peif in die Kärch») und entsprechend gehänselt oder verspottet. So rief z. B. bei einer grösseren Versammlung ein hinter mir stehender Uniformierter meinen Namen. Als ich mich umdrehte, spuckte er mir mitten ins Gesicht – und zwar keine Kinderspucke, sondern einen richtigen Rotzknollen.

Als der Sohn eines Bekannten zu seinem 16. Geburtstag von seiner Tante, einer begeisterten Nationalsozialistin, ein NS-Parteiabzeichen geschenkt bekam, sagte ich zu ihm: «Warum lässt du das Parteiabzeichen auf dem Geburtstagstisch liegen? Steck es dir doch an, damit jeder sieht, dass du ein Depp bist.» Entsetzt sagten die umstehenden Familienmitglieder – die Tante war glücklicherweise nicht dabei – «Sei ruhig, halt den Mund, sonst kommst du nach Dachau!»

Dachau war das einzige «KZ», von dem ich gelegentlich hörte. Ich wusste natürlich nichts von den dortigen Gräueltaten, sondern nur, dass es ein strenges Straflager war, in dem man hart arbeiten musste.

Dass es im Dritten Reich höchst gefährlich war, den Mund aufzumachen oder gar zu «meckern», zeigt folgendes Gedicht, das als «Flüsterwitz» kursierte:

*Zehn kleine Meckerlein,
die sassen einst beim Wein;
der eine machte Goebbels nach,
da waren's nur noch neun!
Neun kleine Meckerlein,
die hatten was gedacht.
dem einen hat man's angemerkt,
da waren's nur noch acht.
Acht kleine Meckerlein,
die hatten was geschrieben;
dem einen hat man's Haus durchsucht,
da waren's nur noch sieben!
Sieben kleine Meckerlein,
die fragten einmal «schmeckt's?»
Der eine sagte «Schlangenfress»,
da waren's nur noch sechs.
Sechs kleine Meckerlein,
die schimpften auf die Pimpfe,
der eine sagte «Lausepack»,
da waren's nur noch fünf.
Fünf kleine Meckerlein, die sassen am Klavier;
der eine spielte Mendelssohn,*

*da waren's nur noch vier.
Vier kleine Meckerlein,
die kannten Dr. Ley;¹
der eine wusste was von ihm,
da waren's nur noch drei.
Drei kleine Meckerlein,
die nannten MYTHOS² «Dreck»;
da holte Alfred Rosenberg
gleich zwei von ihnen weg.
Ein kleines Meckerlein
liess dies Gedicht mal sehn;
man brachte es nach Dachau hin,
da waren's wieder zehn.*

Schon am Anfang des Dritten Reiches kursierte folgender Flüsterwitz:

»Die Zähne werden in Deutschland zukünftig durch die Nase gezogen, weil niemand mehr den Mund aufmachen darf.«

¹ Der Gauleiter Dr. Robert Ley war ein grosser Säufer. Es kam nicht selten vor, dass Ley auch bei öffentlichen Auftritten angetrunken war und deshalb manchmal lallte und allerlei Unsinniges sagte. Mein Vater hat das bei der eingangs erwähnten Wahlversammlung selbst miterlebt. Dr. Ley hat damals Adolf Hitler begrüsst, indem er sich am Rednerpult festhielt und lallte: «Moin liewa Härr Hitla, moin liewa Härr Hitla ...»

² Alfred Rosenberg war NS-Reichsminister. Er schuf mit seinem Buch «Der Mythos des 20. Jahrhunderts» (Kurztitel «MYTHOS») die ideologische Grundlage der Rassentheorie der NSDAP.

Dass manche trotzdem (bei hohem Risiko!) gelegentlich den Mund aufgemacht haben ohne ins KZ zu kommen, erlebte der Bruder meiner Mutter, ein angesehener Weingutsbesitzer. Er sass einmal zusammen mit dem weinbegeisterten NS-Kreisleiter in seinem prachtvollen Weinberg «Felseneck», als der Kreisleiter zu ihm sagte: «Herr Jung, ein Mann wie Sie müsste unbedingt Parteimitglied werden!» Daraufhin erwiderte mein Onkel: «Herr Kreisleiter, für soo dumm werden Sie mich doch nicht halten!» Erstaunlicherweise ist mein Onkel nicht nach Dachau gekommen, sondern er hat nach dem Krieg für seine mutige Haltung während der NS-Zeit das Bundesverdienstkreuz erhalten.

Dass mein Onkel Georg schon vor 1933 vor Hitler gewarnt hat, zeigt ein Brief, den er am 8. März 1932 seiner Schwester Minchen (= meiner Mutter) und ihrem Gatten Georg (= meinem Vater) geschrieben hat (Kopie des Originals; Kürzungen von mir):

Liebes Minchen! Lieber Georg!

Mutter gibt mir Minchens Brief, um einige politische Sätze bei zu fügen. Für mich ist diese Wahl ganz klar. Es muss unter allen Umständen verhindert werden, dass Hitler siegt, und muss unter allen Umständen dafür geworden werden, dass Hindenburg mit überwältigender Mehrheit Sieger bleibt. [...] Hitler muss entscheidend geschlagen werden, [...]

[Hindenburg verkörpert] das kernige, protestantische nordische Wesen, dem auch ich als liberaler Süddeutscher hohe Achtung zolle, während Hitler eine mystische, römische Gestalt für mich ist. Er fühlt sich als Halbgott und beansprucht die Unfehlbarkeit wie der Papst, trotzdem er bisher nur einzig und allein bewiesen hat, dass er ein hypnotisch wirkender Agitator ist.

Doch genug von Politik. Wählt Hindenburg!

Herzliche Grüsse von Haus zu Haus



Als ich im Herbst 1944 bei meiner Grossmutter in Ebernburg weilte, meinte sie im Blick auf das misslungene Attentat vom 20. Juli: «Sieschte, Arnold, wenn des geklappt hett, denn wärsch jetzt gut!» (Eine Aussage, die KZ bedeuten konnte!)

Als Luftwaffenhelfer wurden wir nicht nur an den Fliegerabwehrkanonen und den dazugehörigen Geräten ausgebildet, sondern auch für den Nahkampf im Umgang mit Gewehr, Seitengewehr und Panzerfaust. Als im Sommer 1944 nach der Landung der Amerikaner in der Normandie die Wahrscheinlichkeit immer grösser wurde, dass wir auch im Erdkampf eingesetzt werden könnten, kam eines Tages einer meiner katholischen Kameraden (er ist später Priester geworden) auf mich zu und meinte: «Arnold, wir haben dich lange beobachtet und sind der Meinung, dass du zu uns gehörst. Wir sind eine kleine Gruppe von überzeugten Katholiken, die nicht gewillt sind, für Hitler zu kämpfen. Wenn der Hitler siegt, dann wird er die Christen und die Kirche verfolgen. Wir wollen deshalb zu den Amerikanern überlaufen. Machst du mit?» Diese Absicht leuchtete mir ein, aber es kam nicht mehr dazu, denn wir wurden im Februar 1945 entlassen, um zum R.A.D. (Reichsarbeitsdienst), beziehungsweise zum Militär und das heisst zum Erdkampf, eingezogen zu werden. Infolge eines amerikanischen Luftangriffs sind jedoch unsere Stellungsbefehle verbrannt, bevor sie uns zugestellt werden konnten.

Als dann im März die Amerikaner immer näher kamen, wurden in den Edenkobener Strassen Panzersperren errichtet und wir sollten zum Volkssturm eingezogen werden. Das wollte ich auf gar keinen Fall. Und so entschloss ich mich zusammen mit drei Freunden zur Flucht.

Eine Bauersfrau, die von unserem Plan erfuhr, versorgte uns mit Proviant, und so zogen wir los und gelangten unbehelligt in den Wald. Dort stiegen wir den Berg hinauf zur Ruine Rietburg. Eine kleine Holzhütte, die sich an der Rückwand der Ruine befand, erwies sich als möglicher Schlafplatz. Es war jedoch sehr kalt in dieser Hütte. Der Wind pfiß durch die Ritzen. Und so stopften wir alle Ritzen mit Moos zu. (Als ich viele Jahre später wieder einmal auf die Rietburg stieg, entdeckte ich zu meiner Freude, dass das Moos ganz getrocknet noch in den Ritzen steckte, wir hatten also gute Arbeit geleistet.)

Der Aufenthalt auf der Rietburg war nur kurz, denn schon am nächsten Tag hörten wir Maschinengewehrfeuer im Tal. Gegen Abend kam eine Frau aus Edenkoben auf die Rietburg und verkündete, dass die Amerikaner in Edenkoben eingezogen seien. Wie wir später erfuhren, haben mutige Edenkobener Winzerfrauen die Panzersperren durchgesägt und abgebaut – trotz polizeilicher Bedrohung – und weisse Tücher aus den Fenstern gehängt. (An dieser mutigen Aktion war eine kirchliche Mitarbeiterin massgeblich beteiligt.) Und so wanderten wir in der Abenddämmerung nach Edenkoben zurück.

Am Ortseingang standen amerikanische Panzer. Wir wurden angehalten und mit vorgehaltener Pistole gefragt, wer wir seien und woher wir kommen. Ich sagte in meinem Schulenglisch: «We are coming from the woods.» (In unserem Schulbuch stand «wood» als Übersetzung von «Wald». Das Wort «forest» kannten wir noch nicht, es stand nicht in unserem Schulbuch.) Die Amerikaner fragten weiter, ob wir Hitlerjungen seien. Mein Freund Klaus antwortete: «Hitler is Scheisse!» Ich sagte dann, dass mein Vater der Ortspfarrer sei. Da liessen sie uns laufen und ich kam in der Dunkelheit in unser Pfarrhaus, wo unsere Familie in unserem Keller campierte und froh war, dass die Edenkobener die Amerikaner kampfflos einziehen liessen. Die kleine Wehrmachtsabteilung, die Edenkoben verteidigen sollte, hatte nicht geschossen, sondern sich kampfflos ergeben. Sie wurde in amerikanische Gefangenschaft abgeführt. Die alten Männer des «Volkssturms», die ohne uns von einem NS-Funktionär zum Kampfeinsatz über den Rhein geführt werden sollten, sind (nachdem ihr Anführer umgekommen war) unbehelligt nach Edenkoben zurückgekehrt.

Für mich war damit am 21. März 1945 die Zeit «im Schatten des Nationalsozialismus» zu Ende.

Die Nachkriegszeit

«Entnazifizierung»

Unmittelbar nach ihrem Einzug in Edenkoben (am 21. März 1945) haben die Amerikaner Kontakt zu meinem Vater aufgenommen. Sie haben ein grosses Schild an unserer Haustür angebracht, auf dem stand: «OFF LIMITS», was heisst, dass unser Haus für Besatzungssoldaten tabu ist und uns niemand belästigen darf.

Wenig später – nachdem die Amerikaner das erste KZ befreit hatten – wurden in Edenkoben grosse Plakate aufgehängt, auf denen KZ-Leichen und ausgemergelte Überlebende zu sehen waren. Daneben wurden in grosser Schrift die NS-Gräueltaten beschrieben. Fassungslos standen die Edenkobener vor diesen Plakaten. Die erste Reaktion war: Das kann nicht wahr sein – das sind Gräuelmärchen! Das ist amerikanische Propaganda! (Die wenigen, die wussten, dass es keine Gräuelmärchen waren, hatten Edenkoben bereits verlassen oder hüllten sich in Schweigen.) Erst sehr allmählich dämmerte es den Menschen, dass das so «glänzende» Dritte Reich eine dunkle Kehrseite hatte. Viele packte das blanke Entsetzen über diese Kehrseite. Die bisher bei Übergriffen durch NS-Funktionäre von Betroffenen oft geäusserte Meinung «Wenn das der Führer wüss-

te!» musste nun der Erkenntnis weichen: «Der Führer hat es nicht nur gewusst, sondern auch angeordnet.»

Es begann nun eine grosse «Entnazifizierung». Jeder Erwachsene musste einen sehr detaillierten Fragebogen ausfüllen, in dem seine politische Einstellung und besonders seine NS-Vergangenheit gründlich durchleuchtet werden sollte. Da jeder bemüht war, einen «Persilschein» zu bekommen (d.h. eine Bescheinigung, dass er eine politisch reine Weste hatte), wurde auf diesen Fragebogen viel geschwindelt. Es wurde eine Kommission gebildet, die diese Fragebogen überprüfen sollte. Da mein Vater zu dieser Kommission gehörte und als fairer Beurteiler galt, kamen immer wieder Menschen zu ihm, um ihn zu bitten, zu bescheinigen, dass sie nicht gegen die Kirche, sondern nur harmlose «Mitläufer» waren.

So schickte auch jener NS-Funktionär, der zu meinem Vater gesagt hatte «auch Sie werden wir noch an die Wand stellen», seinen Sohn, um meinen Vater zu bitten, ihm zu bescheinigen, dass sein Vater «nicht gegen die Kirche» gewesen sei. Das hat mein Vater natürlich nicht getan – ganz im Gegensatz zum SS-Mann Dieffenbach, der bis zum Kriegsbeginn regelmässig in SS-Uniform am Gottesdienst teilgenommen und sich auch sonst zur Kirche bekannt hat und jetzt wegen seiner SS-Zugehörigkeit verurteilt werden sollte. Dem bescheinigte mein Vater, dass er «für» die Kirche war.

Unterdessen hatten die Franzosen die Amerikaner als Besatzungsmacht abgelöst. Das Schild «OFF LIMITS» an unserer Haustür wurde ergänzt durch ein

ähnliches Schild in französischer Sprache, um auch den französischen Besatzungssoldaten deutlich zu machen, dass Unbefugte zu unserem Haus keinen Zutritt haben. Da mein Vater fliessend französisch sprach, war er für die Franzosen ein willkommener Berater.

Da die Ernährungslage unmittelbar nach dem Krieg recht bedrückend war und ich ständig Hunger hatte, vereinbarte meine Mutter mit ihrem Bruder, dass ich zur Mithilfe in den Weinbergen und im Keller nach Ebernburg «reisen» sollte. Dort gab es genügend zu essen.

Da damals noch viele Bahngeleise und Bahnhöfe zerstört waren, fuhren noch keine Züge und so wanderte ich die 80 km von Edenkoben nach Ebernburg auf Schusters Rappen – meistens auf Nebenstrassen, da auf den Hauptstrassen amerikanische Panzer und Jeeps fuhren. (Übernachtet habe ich bei mir unbekannten Bauersleuten in Enkenbach.)

Und so kam es, dass ich von April bis Oktober 1945 im grosselterlichen Weingut ein Weinbau-Praktikum absolvierte. (Über meine Zeit in Ebernburg berichte ich ausführlich im Kapitel «Mein Leben zwischen Reben».)

Wie ich ins Humanistische Gymnasium kam

Es war im Oktober 1945. Ich hatte die letzte Hotte in die Traubenmühle gekippt und die Trauben zu Maische zermahlen. Dann zogen unsere Pferde Hektor und

Cäsar das Maischefass vom Münsterer Felseneck nach Ebernburg. Dort wurde die Maische in die Kelter entleert. Der Most begann zu fliessen. Ein arbeitsreicher Oktobertag neigte sich seinem Ende zu. Wie allabendlich begab ich mich in die Stube meiner Grossmutter, die von den Weinbergsarbeiterinnen und -arbeitern respektvoll «Senior-Chefin» genannt wurde. Zu Recht. Hatte sie doch nach dem frühen Tod meines Grossvaters viele Jahre zusammen mit meiner Mutter den Weinbaubetrieb tatkräftig geleitet und mit starker Hand durch schwierige Zeiten hindurch gesteuert.

Die «Senior-Chefin» sass an ihrem Stubenfenster, von dem aus sie nicht nur die Strasse, die zum Gutshof führte, sondern auch – mit Hilfe eines Spezialspiegels – zwei Querstrassen überblicken konnte. Müde und zufrieden liess ich mich auf dem Kanapee nieder und erzählte der Grossmutter, die sich für jedes Detail interessierte, alles, was sich am heutigen Tage zugetragen hatte. Dann griff ich nach einer Zeitung, die vor mir auf dem Tisch lag, und begann zu lesen. Die Zeitung war schon einige Tage alt, aber ich hatte sie bisher noch nicht gelesen. Wie ein Blitz traf mich eine kleine Notiz: «Das Humanistische Gymnasium in Neustadt an der Haardt hat seinen Unterrichtsbetrieb wieder aufgenommen.»

Eigentlich ging mich diese Notiz gar nichts an, denn ich hatte vor der langen kriegs- und nachkriegsbedingten Schulpause die «Oberschule» in Edenkoben besucht. Das dortige Pro-Gymnasium war nämlich 1938 in eine «sechsklassige Oberschule für Jungen» umge-

wandelt worden – mit viel Englisch und Mathematik, wenig Latein und keinem Griechisch. Ich hätte meine schulische Ausbildung deshalb in einer Oberrealschule (entweder in Landau oder in Neustadt) fortsetzen sollen.

Das Humanistische Gymnasium ging mich also gar nichts an. Trotzdem hat sich jene Zeitungsnotiz wie ein Angelhaken in meiner Seele festgehakt und mich nicht mehr losgelassen. Seit April 1945 weilte ich als «Weinbaupraktikant» im grosselterlichen Weingut. So sehr ich die «selig heissen Tage» des nicht enden wollenden Sommers 1945 und die Arbeit in Weinberg und Keller genoss, so sehr erwachte in mir mehr und mehr das Verlangen nach geistiger Betätigung. Und so traf mich jene Zeitungsnotiz wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Aber durfte ich mitten in der Weinlese einfach abhauen? War ein Wechsel des Schultyps in der sechsten Klasse überhaupt noch möglich und sinnvoll? Langes Überlegen und Zaudern war noch nie meine Sache. Und so stand ich einige Tage später im Direktorat des Humanistischen Gymnasiums vor Otto Kompter. Stirnrunzelnd hörte sich der Oberstudiendirektor meinen Wunsch an und betrachtete mein letztes Edenkobener Zeugnis aus dem Jahre 1944. Da keine Note schlechter als «gut» war, meinte er: «Wir können es ja einmal versuchen – ich gebe dir ein halbes Jahr Zeit zum Nachlernen von Latein und Griechisch.»

Und dann sass ich im Klassenzimmer der sechsten Klasse des Humanistischen Gymnasiums. Anton Pfeiffer unterrichtete gerade Französisch. Misstrauisch

schaute er den Späteinsteiger an und fragte in barschem Ton, ob ich überhaupt wisse, was ein «accent aigu» sei? Ich wusste es. Mein Vater stammte nämlich aus dem Elsass und sprach manchmal mit meiner Mutter französisch. Dabei hatte ich einige Worte aufgeschnappt.

Doch dann kam Griechisch. Meine neue Klasse las Homer und ich kannte nicht einmal die griechischen Buchstaben. Neugierig schaute ich in den Text meines Banknachbarn und staunte: Dass man diese seltsamen Schriftzeichen überhaupt lesen konnte! Nun ja, ich habe ein halbes Jahr Zeit – man wird sehen. In Latein war es nicht viel besser. Die Klasse las Livius und ich hatte noch nicht einmal Cäsar gelesen.

Und so begann das Nachlernen. Da ich ein Externer, ein «Fahrschüler» war und mich ausserdem aktiv in der Evangelischen Jugendarbeit betätigte (die ich damals in Edenkoben neu aufgebaut habe), ging es mit dem Nachlernen zäher, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich merkte, dass ein Schnellstudium nicht das Fundament ersetzen kann, das in jahrelanger Kleinarbeit gelegt wird. Und so «schwamm» ich halt nach Ablauf meiner Gnadenfrist in den alten Sprachen mehr oder weniger erfolgreich mit, zumal ich auch noch (als einziger meiner Klasse) am Hebräisch-Unterricht teilnahm, den «Muck» einmal wöchentlich von 7 bis 8 Uhr erteilte (eine grausam frühe Zeit für einen Fahrschüler!).

So viel zu meinem Späteinstieg ins Humanistische Gymnasium.

Die «Ernährungslage»

Um die durch den Krieg verlorene Schulzeit wieder einzuholen, wurde am Neustädter Gymnasium der Versuch unternommen, die Anzahl der Wochenstunden zu erhöhen. Dieser Versuch wurde jedoch nach einigen Monaten wieder aufgegeben, «weil die Schüler wegen der schlechten Ernährungslage nicht im Stande waren, die erhöhte Arbeitsbelastung auszuhalten» (so der Jahresbericht des Gymnasiums).

Ja, die Ernährungslage war in den Jahren vor der Währungsreform (1945–1948) miserabel. Wir haben die täglichen Brotrationen – zwei dünne Brotscheiben – auf der Briefwaage abgewogen, um sie den einzelnen Familienangehörigen in gerechten Portionen zuzuteilen. An ein «Schul»-Brot war dabei überhaupt nicht zu denken.

Ich habe deshalb eine dicke Karotte («Gälerieb») mit in die Schule genommen und sie in der Pause gegessen. Beim Mittagessen ging es mir etwas besser. Da habe ich jeweils ein halbes Kochgeschirr mit in Wasser gegartem Weizen mit nach Neustadt genommen und in der Mittagspause zu Familie Siebert in die Friedrichstrasse gebracht, wo Frau Siebert den Weizen im Wasserbad aufgewärmt hat. Ich habe dann den Weizen (auf meinen Wunsch!) in der Küche gegessen, während Familie Siebert beim Mittagessen in der Wohnstube sass. Ich habe gerne allein in der Küche gegessen.

Doch woher hatten wir den Weizen? Das ist eine Geschichte für sich:

Als ich den Entschluss gefasst hatte, aus Ebernburg nach Edenkoben zurückzukehren, wollte mir Onkel Schorsch Lebensmittel für unsere Familie mitgeben. Er machte deshalb einen Fuhrmann ausfindig, der die Absicht hatte, mit seinem kleinen Pferdewagen nach Neustadt zurückzukehren, nachdem er seine Fracht in einem Nachbardorf von Ebernburg ausgeladen hatte. Der Fuhrmann war (gegen eine entsprechende Weinmenge) bereit, mich mitsamt den Lebensmitteln nach Edenkoben zu kutschieren. Und so haben wir seinen Wagen mit einem Sack Weizen und mit einigen Flaschen Wein und Öl beladen. Mehr Platz war neben unseren Rucksäcken und der für den Fuhrmann bestimmten Weinkiste nicht auf dem kleinen Wagen. Und so fuhren wir los. Ich sass neben dem Fuhrmann auf dem Kutscherbrett. Und wieder übernachteten wir in Enkenbach bei den freundlichen Bauersleuten, bei denen ich schon im April 1945 auf meiner Wanderung nach Ebernburg übernachtet hatte.

Am nächsten Tag fuhren wir dann weiter. Unterwegs wollte der Fuhrmann sich ein wenig ausruhen und übergab mir die Zügel. Das ging auch eine Weile gut. Doch dann war das magere Rösslein anscheinend nicht mehr mit dem Fuhrmannswechsel einverstanden und fing an zu bocken. Nur mit Mühe konnte ich die Zügel festhalten – doch da war das Unglück schon passiert. Das Rösslein bäumte sich auf und rammte die Deichsel in eine Mauer, so dass die schmale Deichsel mitten durchbrach. Der Fuhrmann schimpfte wie ein Rohrspatz und begab sich dann auf die Suche nach ei-

nem Schmied, den er auch fand (damals gab es noch in jedem Dorf einen Schmied). Der Schmied reparierte die Deichsel fachgerecht mit einer Eisenmanschette.

Natürlich hat der Fuhrmann dann wieder selber die Zügel in die Hand genommen und verärgert zu mir gesagt: «Durch dich habe ich jetzt soviel Zeit verloren. Ich werde dich deshalb nicht nach Edenkoben fahren, sondern in Neustadt absetzen, und dann kannst du schauen, wie du weiterkommst.» Und das hat er dann auch gemacht. Da ich in Neustadt niemanden näher kannte, habe ich ihn gebeten, mich an einem Pfarrhaus abzusetzen. Und so hat er mich schliesslich mitsamt meinem Rucksack und den Lebensmitteln am Pfarrhaus Siebert abgesetzt und ist schimpfend weiter gefahren. Bei Pfarrer Siebert, den ich bisher noch nicht persönlich kannte, habe ich mich als Pfarrerssohn aus Edenkoben vorgestellt und ihn gefragt, ob er mir einen Leiterwagen leihen könnte, damit ich mein Gepäck nach Edenkoben ziehen könnte. Einen Leiterwagen hatte er nicht, aber einen Fahrradanhänger. Den habe ich dann hoch beladen und habe ihn mit dem schweren Rucksack auf dem Rücken die ca. 10 km nach Edenkoben geschoben.

Als ich nach gut zwei Stunden so bepackt in Edenkoben einzog, dachte eine Frau, dass ich gerade aus der Kriegsgefangenschaft heimkehre. Sie ist schnell ins Pfarrhaus gerannt, um meiner Mutter die frohe Botschaft zu verkündigen. Enttäuscht stellte sie fest, dass meine Mutter gar nicht überrascht war, denn ihr Bruder («Onkel Schorsch») hatte ihr bereits telefonisch meine Abreise aus Ebernburg mitgeteilt.

Der Weizensack wurde auf dem Speicher deponiert und sein Inhalt war dann für die nächsten Monate mein Mittagessen. Den Fahrradanhänger habe ich am nächsten Tag – angehängt an das uralte Velo meines Vaters – wieder nach Neustadt zurückgebracht.

Soviel zur Herkunft des Weizens. Für die «bedürftigen» Schüler (zu denen ich wegen der Karotte und dem Weizen nicht gehörte) kam nach einigen Wochen eine grosse Hilfe: die Schulspeisung des amerikanischen «Mennonite Central Committee» (MCC), die bis zur Besserung der Ernährungslage andauerte.

Woran ich mich sonst noch erinnere

Wenn ich heute auf meine Zeit im Gymnasium zurückblicke, steigen Bilder auf – lebendige Bilder: Ich sehe meine Mitschülerinnen und Mitschüler vor mir. Wie unterschiedlich sie doch waren und sind! Ebenso unsere Lehrerinnen und Lehrer.

Da einige Lehrer gefallen oder in Gefangenschaft oder wegen ihrer NS-Vergangenheit vom Schuldienst dispensiert waren, wurden mehrere pensionierte Lehrer wieder in den Schuldienst übernommen, so z.B. der schon recht alte «Schbois» (vordere Reihe, 1. v. rechts).

Als gegen Ende unserer Schulzeit der Gedanke an eine «Bierzeitung» aufkam, schlug ich vor, dass man eine solche Zeitung «Die goldene Zeit» nennen sollte. Unsere Deutschlehrerin, Hedwig Mathieu (vordere



Das Lehrerkollegium des Humanistischen Gymnasiums Neustadt a. d. Weinstrasse, 1947

Reihe, 2. v. links) meinte damals: «Das ist echt Bittlinger!» – aber die Zeitung wurde nicht so genannt, sondern «Der Blamage-Kübel».

Was mir sonst noch in Erinnerung geblieben ist, ist weniger der Unterrichtsstoff als vielmehr einige Randscheinungen. So ist mir von Anton Pfeiffers (obere Reihe, 2. v. rechts) «Lebensweisheiten», die er jeweils am Anfang seines Unterrichts verkündigte, der Satz von Schiller in Erinnerung geblieben: «Nur wo der Mensch spielt, ist er ganz Mensch.» Der andere Pfeiffer («Poldi», mittlere Reihe, 3. v. links) hat mit seiner Deutung des «Avare» in mir die Liebe zu Molière geweckt. Seit-

her habe ich alle Molière-Komödien mehrfach gelesen und lese sie immer wieder. Ich schaue mir auch jede erreichbare Molière-Aufführung an. Bei «Muck» (= Prof. Conrad, mittlere Reihe, 2. v. links) haben wir im Religionsunterricht den Jakobusbrief auf Griechisch gelesen und dann darüber gesprochen. Bis heute denke ich gerne an diese Religionsstunden, wenn ich den Jakobusbrief lese.

Auch Otto Kompters Beschreibung des griechischen Akkusativs als «rasante Bewegung» begleitet mich bis heute. Jedes Mal, wenn mir im griechischen Neuen Testament ein «eis» mit Akkusativ begegnet (und das geschieht häufig!), denke ich an Otto Kompter (vordere Reihe, Mitte). Gerne denke ich auch an die Plato-Lektüre bei Kompter. Es war zwar «nur» der Kriton, aber das kleine Büchlein hat mir Sokrates nahe gebracht, so dass ich bis heute immer wieder gerne Plato lese.

Gelegentlich habe ich auch lateinische Hymnen nachgedichtet, die mir bei passender Gelegenheit immer wieder in den Sinn kommen – so z.B. die Horaz-Ode «Die Verliebten» (Ode III, 9):

Die Verliebten

*Er: Als ich noch dein Geliebter, von Liebesglut berauscht,
Da hätt' ich nicht um alles mit Persiens Schah ge-
tauscht.*

*Denn kein andrer Jüngling wagte sich an dich
und ich wusste sicher: Lydia liebt nur mich!*

- Sie: *Bevor die blonde Chloë mir deine Liebe stahl
War gegen meines Namens Glanz selbst Ilions Name fahl.*
- Er: *Doch jetzt herrscht die Tracerin, für sie mein Herz nun
brennt,
Weil sie liebt Gitarrensang und viele Weisen kennt.
Für sie, ich sag es ganz gewiss, würd' ich den Tod nicht
scheun;
Wenn nur das Schicksal mir ist hold, kann ich mich
ewig freun'.*
- Sie: *Des Thuriers heisse Gegenlieb verzehret mir das Herz
Für ihn ertrüg ich jederzeit froh selbst den grössten
Schmerz.
Wenn nur die Schicksalsmächte, die im Verborgnen
walten,
Mir meinen lieben Chälāis, des Ornuts Sohn, erhalten.*
- Er: *Was sagst du da? Wenn Amor nun erneut den Pfeil ge-
schossen?
Wenn meines Herzenstür nicht mehr für dich wär abge-
schlossen?
Und wenn die Chloë schnell entfleucht, die mich bis
jetzt entzückt,
Sag Lydia, wärest du da nicht von Herzen hochbe-
glückt?*
- Sie: *Und leuchtet gleich der Thurier hell wie die klaren Sterne,
Und wärest du gegen seinen Glanz nur eine Stall-Laterne
Und wilder als die Hadria; so jauchzte meine Brust,
Denn mit dir leben wäre Glück und mit dir sterben
Lust.*

Über die «Stall-Laterne» war Dr. Kompter entsetzt. (Ich dagegen war darauf besonders stolz, weil ich mich dabei dem Spötter Heinrich Heine verwandt fühlte.) Ich habe später die drittletzte Zeile umgewandelt: «Wärst gegen seinen Glanz du nur ein Flimmern in der Ferne.» Die «Stall-Laterne» gefällt mir jedoch besser.

Von der Ovid-Lektüre ist mir vor allem das lautmalende Quaken der in Frösche verwandelten Bauern in Erinnerung geblieben:

*Quamvis sint sub aquā,
sub aquā maledicere temptant.*

Unvergessen sind mir auch die Schlacht bei Cannae, die «Ohm» (mittlere Reihe: 4. von links) als alter Offizier unzählige Male an die Tafel malte, und die Tränen, die von Ohms Backen rannen, als wir bei der Lektüre der Odyssee zu der Stelle kamen, wo der Hund des Odysseus als einziger seinen Herrn erkannte und dann starb. In Erinnerung geblieben ist mir auch der Kommentar eines unserer Mitschüler, der damals (1945!) gesagt hat: «Millionen sind im Krieg gefallen – und so ein alter Depp weint wegen einem Hund!» Schon damals habe ich gedacht: «Wer nicht über einen Hund weinen kann, der kann auch nicht über Menschen weinen.»

Dass ich heute einigermaßen leserlich schreibe, verdanke ich «Pilo», der mir einmal die Note eines deutschen Aufsatzes herabsetzte, weil er meinte, dass meine Schrift «kaum leserlich» sei und stellenweise «nur erraten» werden könne. Ich habe daraufhin von der

deutschen Schreibschrift auf die lateinische umgestellt und diese Schreibweise bis heute beibehalten.

Gerne erinnere ich mich auch an die Einführung in die Philosophie und Psychologie bei Ludwig Stamer, dem katholischen Religionslehrer und Kirchenhistoriker (obere Reihe, Mitte). Stammers klare Vorträge, die ich gut mitschreiben konnte, waren ein Vorgeschmack auf Universitäts-Vorlesungen. Besonders interessierten mich seine Ausführungen über den damals noch lebenden und lehrenden, 72jährigen C.G. Jung, dessen Psychologie mich bis heute fasziniert.

Kunstgeschichte unterrichtete Heinz Feuchtinger (mittlere Reihe, 3. von rechts) nach der «Geschichte der deutschen Kunst» von Hans Weigert. Ich war der einzige, der dieses voluminöse, über 1000seitige Buch besass. Ich habe es zu meiner Konfirmation (1943) erhalten und oft und gerne darin gelesen. Es war der Einstieg in mein späteres Studium der Kunstgeschichte.

Hedwig Mathieu und Heinz Feuchtinger haben uns (auf meine Anregung hin) als die einzigen noch Lebenden des einstigen Lehrkörpers bei unserem 50jährigen Abiturjubiläum (1998) noch einmal zwei faszinierende Unterrichtsstunden gehalten.

Noch Vieles könnte ich berichten – von Weinproben bei Hans Lang, von einem misslungenen Violinkonzert im Hause Biffar und von der Abschiedsfeier mit den schulspeisenden Mennoniten, bei der ich am Klavier den Platz von «Schwendi» einnahm, weil unser Musiklehrer Schwendi das von den Mennoniten gewünschte

Lied «O take my hand, dear Father» («So nimm denn meine Hände»), das mir wohl vertraut war, nicht konnte. Kompter meinte damals, dass ich dadurch «die Situation gerettet» habe.

Es soll auch nicht unerwähnt bleiben, dass ich den Beginn meiner späteren weltweiten ökumenischen Tätigkeit unserer Mitschülerin Maria mitverdanke, die mir, dem sehr evangelisch geprägten Pfarrerssohn, die Tür zu einem echten Katholizismus geöffnet und mich mit der UNA SANCTA-Bewegung vertraut gemacht hat. (Ich habe daraufhin einen «Evang. Theologischen Arbeitskreis UNA SANCTA» gegründet und mit Pater Laros, dem Leiter der UNA SANCTA-Bewegung korrespondiert.)



Nach bestandenem Abitur standen wir im Regen – obwohl in uns die Sonne schien! (Arnold 3. von rechts mit Hut)

Je mehr ich meine Seele für Erinnerungen öffne, desto mehr Bilder steigen aus meiner Tiefe empor. Aber es soll jetzt genug sein. Im Rückblick auf meine Zeit im Humanistischen Gymnasium kann ich immer noch sagen: «Es war eine goldene Zeit.»

Das langsame Sterben einer Sprache

Im Kapitel über die NS-Zeit habe ich den Ausspruch eines elsässischen Pfarrers zitiert: «Hitler hat in zwei Jahren geschafft, was die Franzosen in 200 Jahren nicht geschafft haben, nämlich die Elsässer zu Franzosen zu machen.»

Ja, die Elsässer sind Franzosen geworden – und ich kann es ihnen nicht verdenken. Was mich jedoch traurig macht, ist das Sterben der elsässischen Sprache.

Es gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugendzeit, wenn unsere Familie am Sonntagabend um den runden Tisch sass und unser Vater elsässische Dialekt-Geschichten (von Marie Hart und anderen) vorgelesen hat. Da war mein Vater viel echter und weicher als sonst. So wie das Pfälzische meine «Mutter»-Sprache ist, so ist das Elsässische meine «Vater»-Sprache.

Nach dem Krieg sah man überall im Elsass den Aufruf der französischen Regierung: «Parlez français – c'est chic!» Das hat vor allem die heranwachsende Jugend angesprochen – vielleicht gerade deshalb, weil die El-

sässer von Haus aus nicht gerade «chic» sind. Ich habe die Elsässer erlebt als ein im Heimatboden verwurzeltes Bauernvolk. Zu dem bodenständigen Volk gehört das bodenständige allemannische Elsässisch als Muttersprache – eine warmherzige, liebe Sprache, die nun einem langsamen Tod geweiht ist. Elsässer haben mir erzählt, wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schule von ihren Lehrern geschlagen worden sind, wenn sie in der Pause Elsässisch statt Französisch gesprochen haben. (Das hat mich lebhaft an die Indianer in Nordamerika erinnert, die mir erzählt haben, dass sie bestraft worden sind, wenn sie Indianisch statt Englisch gesprochen haben.)

In den 60er-, 70er- und 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts war ich oft im Elsass zu Vorträgen und Kursen. Da haben mir Menschen erzählt, wie nach dem Krieg das Elsässische oft madig gemacht wurde und als primitive oder hässliche Sprache abgewertet worden ist. So war ich einmal bei einer Bauersfrau zu Gast, die mit mir Französisch sprach. Als ich sie fragte, ob sie denn kein Elsässisch könne, meinte sie: «Ja doch – aber das tönt nicht schön.» Die Propaganda hat also gewirkt.

Seit mehr als vierzig Jahren lese ich den elsässischen evangelischen Kirchenboten, der in «Le messenger evangelique» umbenannt wurde. In den 70er-Jahren waren noch mehr als drei Viertel des Textes deutschsprachig und ein Viertel französisch – jetzt ist es umgekehrt: weniger als ein Viertel ist deutsch und mehr als drei Viertel sind französisch.

Kürzlich sprach ich mit einem elsässischen Dorfpfarrer. Er sagte mir: «Die ältesten Menschen in meiner Gemeinde sprechen Deutsch (= Mundart und Hochdeutsch). Sie können kein Französisch. Ich selber bin zweisprachig. Meine erste Sprache ist Deutsch. Meine Kinder sind ebenfalls zweisprachig, aber ihre erste Sprache ist Französisch. Meine Enkelkinder sprechen nur noch Französisch, sie verstehen kein Deutsch.»

Als ich vor einigen Jahren während der Dreharbeiten zu meinem Fernsehfilm über den Isenheimer Altar («Als tiefes Schweigen das All umfing») in Colmar weilte, wollte ich in einem Fotogeschäft einen Film kaufen und redete – wie es für mich im Elsass selbstverständlich ist – deutsch. Daraufhin sagte die junge Verkäuferin: «Je ne comprends pas l'Allemand.»

Oft muss ich an die traurige Stimme eines alten Elsässers denken, der sagte: «Wir haben den Franzosen unser Herz geschenkt – dafür haben sie uns unsere Sprache genommen.»

Von den «Adlern» zum CVJM

Nachdem ich im Oktober 1945 von meinem Weinbaupraktikum aus Ebernburg zurückgekehrt war (die Ebernburger Zeit beschreibe ich im Kapitel «Mein Leben zwischen Reben») verspürte ich eine innere Stimme, die mir sagte, dass ich die «männliche» evangelische Jugendarbeit, die 1944 zum Erliegen gekommen war, neu aufbauen soll. (K.O. Horch war im Herbst

1944 als «Pfarrer» an den Westwall versetzt worden. Er ist anschliessend in seine württembergische Heimat zurückgekehrt.)

Obwohl diese innere Stimme immer deutlicher wurde, unternahm ich zunächst nichts und sagte auch niemandem etwas davon. Ich wartete auf ein Zeichen von aussen. Das kam recht bald. Nach einer Bibelstunde, die der Herrnhuter Missionar Samuel Schmidt gehalten hat, sagte er zu mir: «Arnold, ich habe den Eindruck, dass du dich um die Jugend in Edenkoben kümmern solltest!» Das war für mich das Zeichen, und so entwarf ich eine schöne Einladung, die ich in den Schulen und sonstwo verteilen liess. Und siehe da, der für die Jugendarbeit vorgesehene kirchliche Raum im «Pfarrhaus 2» war bis auf den letzten Platz besetzt. Da mein Name Arnold «Betreuer der Adler» heisst, habe ich die neu gegründete Jugendgruppe «Adler» genannt. Da immer mehr Jugendliche zu unseren Gruppenstunden kamen, mussten wir schon bald weitere Gruppen bilden, die meine beiden Freunde und Mitarbeiter Winfried Frech und Ernst Kuby als Jungscharleiter betreuten.

Da mir daran lag, dass wir in den Jugendstunden nicht nur zur Bibelarbeit und zum Vorlesen zusammen kamen, sondern dass auch Spiel und Sport einen gebührenden Platz haben sollten, überlegte ich, wie wir zu Sportgeräten kommen könnten (zu kaufen gab es damals nichts). Ich dachte: Das Jungvolk hatte doch Sportgeräte. Die müssten eigentlich beim letzten Fähnleinführer sein! Nachdem H. G. zum Jungstammführer

befördert worden war, wurde mein einstiger Schulfreund Ernst Kerth sein Nachfolger als Fähnleinführer. Also besuchte ich Ernst Kerth und erkundigte mich nach den Sportgeräten. Wie ich vermutet hatte, hatte Ernst die Sportartikel nach der Auflösung des Jungvolks in Verwahrung genommen und war gerne bereit, sie den «Adlern» zu überlassen. Er freute sich, dass die Sportartikel wieder der Jugend zur Verfügung stehen würden. Es gab viele Bälle – vom dicken Medizinball über Fussbälle und Handbälle bis hin zu kleinen Schlagbällen. Es gab Wurfspere und Eisenkugeln zum Kugelstossen, eine Stoppuhr und manches andere.



Fahrt ins Lager

Da die französische Besatzungsmacht sich als neue Eigentümerin des gesamten NS-Eigentums betrachtete, fertigte ich zusammen mit Ernst eine Liste aller Sportartikel an. Mit dieser Liste fuhr ich nach Neustadt zum Sitz der französischen Militärregierung. Lieutenant Wuestner, ein freundlicher Elsässer, war der Leiter des Ressorts «Jeunesse et sport». Ich trug ihm mein Anliegen vor. Er erklärte sich damit einverstanden, dass die Sportgeräte den «Adlern» übereignet werden, und so konnten wir das Programm unserer Jugendgruppen durch Sport und Spiel erweitern.



Arnold als Lagerkoch



CVJM-Lager mit Harry Rixin (ganz rechts) und Arnold Bittlinger (Pfeil) in den Bayerischen Alpen.

Während ich im Wintersemester 1948/49 und im Sommersemester 1949 an der Universität Mainz studierte, kam ich regelmässig nach Edenkoben, um die «Adler» weiterhin zu betreuen. Als ich im Herbst 1949 zum Studium nach Frankreich übersiedelte, übergab ich die Leitung der «Adler» meinem Freund Winfried Frech mit dem Vorschlag, Kontakt zum CVJM-Sekretär Rixin aufzunehmen zwecks Übernahme der «Adler» durch den CVJM.

In den Semesterferien im Sommer 1950 veranstaltete ich zusammen mit Winfried Frech und Ernst Kuby ein Zeltlager. Wir fuhren mit unseren Fahrrädern und dem Eichenkreuz-Wimpel nach Ebernbург an der Nahe und kampierten dort auf einer Wiese neben dem Rheingra-



Impressionen vom «Adler»-Leben 1945–1950; der «Eichenkreuz»-Wimpel ist immer mit dabei.

fenstein mit einem herrlichen Blick über das Nahetal. Dort erlebten wir u. a. ein Abenteuer, von dem die Lokalzeitung sensationell berichtete.

Bevor ich zum Weiterstudium im WS 1950/51 in die Kirchliche Hochschule der v. Bodelschwing'schen Anstalten nach Bethel bei Bielefeld fuhr, besuchte ich Harry Rexin, lud ihn nach Edenkoben ein und sprach mit ihm über die Übernahme der «Adler» durch den CVJM, die dann 1951 erfolgte. Bis zum heutigen Tag floriert die aus den «Adlern» hervorgegangene evangelische Jugendarbeit als CVJM in Edenkoben.

Mit der Nachkriegszeit begann für mich eine beglückende Zeit. Es war wunderbar, nach den Bombenangriffen und der barbarischen NS-Ideologie jetzt wieder in Frieden zu leben und in Text, Bild und Musik echter Kultur zu begegnen. Auch die Franzosen bemühten sich, uns Kultur beizubringen. So veranstaltete zum Beispiel der französische Lektor Laserre in Neustadt literarische Abende, in denen er uns mit moderner französischer Literatur vertraut machte, besonders mit Saint-Exupéry. Manchmal haben wir mit Laserre heftig diskutiert. So zum Beispiel über gar zu laxen Moralvorstellungen und Verhaltensweisen mancher Autoren. Laserre meinte, dass es einem Genie erlaubt sei, Grenzen zu überschreiten. Er wollte sagen: «Ein Genie überspringt alle Schranken», sagte aber in seinem nicht ganz perfekten Deutsch: «Ein Genie überspringt jeden Schrank», was natürlich Heiterkeit bei uns auslöste

und für mich bis heute ein geflügeltes Wort ist, das ich in passenden Situationen gerne anwende.

Auch in der Schule hatten wir eine französische Lektorin, die uns französische Lieder beibrachte, so zum Beispiel das Weihnachtslied «Entre le boeuf et l'âne gris ...», das bis heute zu meinen Lieblings-Weihnachtsliedern gehört und das ich in der Weihnachtszeit gerne singe.

Andererseits waren die französischen Besatzungssoldaten auch keine Engel. Es gab immer wieder Übergriffe und weniger schöne Ereignisse. Aber davon war ich nicht direkt betroffen. *Emotional* betroffen war ich jedoch vom brutalen Abholzen grosser Flächen des Pfälzer Waldes, besonders der schönen alten Eichenbestände, die als «Reparation» nach Frankreich transportiert wurden.

Schmerzhaft waren auch Erlebnisse in Frankreich, wohin ich gerne reiste, nachdem die Grenzen für Deutsche wieder geöffnet waren. So sass ich zum Beispiel einmal an einem schönen Sonnentag in einem Park in Lyon im Gras, als ein kleiner aufgeweckter Junge auf mich zu kam und sich mit mir unterhielt, worüber ich mich freute (ich sprach damals recht gut französisch). Auch seine Mutter, die wenige Meter entfernt ebenfalls im Gras sass, freute sich über ihren aufgeweckten Sohn und seinen freundlichen Gesprächspartner. Sie kam dazu und fragte mich, woher ich komme. Als ich sagte, dass ich Deutscher sei, sagte der Kleine verschmitzt: «Vous êtes donc un boche?» Das Gesicht seiner Mutter versteinerte sich augenblicklich. Sie zog den Kleinen

wortlos von mir weg, so als müsste sie ihn vor diesem bösen «Boche» schützen. Traurig verliess ich den Park.

Ein anderes Erlebnis: Im Trolleybus von Aix-en-Provence nach Marseille, mit dem ich während meiner Studienzeit in Aix manchmal zusammen mit meinem Schweizer Freund Hans-Ruedi fuhr, kamen wir einmal mit dem Schaffner ins Gespräch. Als er erfuhr, woher wir kamen, sagte er zu Hans-Ruedi: «Die Schweizer sind gute Freunde der Franzosen – ganz im Gegensatz zu euch Deutschen!» Dabei blickte er mich giftig an, was mir weh tat. Solche Erlebnisse waren jedoch die Ausnahme. In der Regel hatte ich auch in Frankreich schöne Begegnungen mit Franzosen.

Während in der Nachkriegszeit Deutschland zunächst vom Militär regiert wurde, wurden in Westdeutschland schon bald wieder politische Parteien gegründet. Ich selber besuchte die Gründungsversammlung der Edenkobener «Jungen Union» und war beeindruckt von der fairen demokratischen Gesinnung des Veranstalters Tirolf. Ich wollte mich jedoch auch bei anderen Parteien informieren. So ging ich in eine Versammlung der Kommunisten. Ich erinnere mich lebhaft an folgende Szene: Der Redner verlas eine Liste mit den Gehältern von besser Verdienenden. Er wurde durch den Zwischenruf unterbrochen: «Was machen die Spitzbuwe mit dem viele Geld?» Da ich nicht die Absicht hatte, aktiv am politischen Leben teilzunehmen, besuchte ich keine weiteren politischen Versammlungen, sondern lebte weiterhin im Schatten der Politik.

Bei Wahlen achte ich bis heute mehr auf die Inhalte als auf Parteien und ihre Funktionäre. Ich wähle jeweils die Partei, deren Programm eher auf Bewahrung der Schöpfung und das Wohl des Nächsten ausgerichtet ist, als auf Gewinn und Prestige.

Erfahrungen in der DDR

Wenn ich an die DDR denke, fällt mir folgender «Flüsterwitz» ein, der damals in der DDR kursierte: «Ein Bauer fährt auf seinem Traktor-Anhänger Langholz. Hinten hat er ein Bild von Walter Ulbricht angebracht. Als er von einem Volkspolizisten angehalten und gefragt wurde, warum er hinten an seinen Baumstämmen ein Ulbricht-Bild gehängt habe, antwortete er: «Is doch Vorschrift, dass man hinten än roten Lumpen hinhängen soll!»

Ich selber bin als Beauftragter für die Bibelwochen-Arbeit von 1959 bis 1966 regelmässig nach Berlin geflogen. In Berlin-Weissensee führten wir gemeinsam mit den Bibelwochenbeauftragten der DDR, die nicht in den Westen reisen durften, die Bibelwochenvorbereitungen durch. Während wir Westler allabendlich in die schönen Zimmer unserer Westberliner Hotels zurückkehren konnten, schliefen unsere DDR-Kollegen in Schlafsälen in ihrem «Gefängnis» (so haben sie ihren Staat bezeichnet).

Beim Grenzübergang in die DDR sind mir jeweils die Schweizer aufgefallen, die ihren roten Pass wie

einen Schutzschild vor sich her trugen und in der Regel auch anständiger behandelt wurden als wir Westdeutschen. Mir sind oft die kalten Augen aufgefallen, mit denen die kontrollierenden Volkspolizisten die Grenzgänger «durchschauten». Dabei musste ich jeweils an einen jüdischen Witz denken: «Ein einäugiger SS-Mann, der stolz war auf sein naturgetreues Glasauge, hatte einen Juden festgenommen. Er sagte zu ihm: <Wenn Sie mir sagen können, welches meiner beiden Augen ein Glasauge ist, lasse ich sie laufen.> Der Jude sagte spontan: <Das linke!> Der verblüffte SS-Mann fragte: <Wie können Sie das auf Anhieb erkennen?> Der Jude meinte: <Es schaut mich so gütig an.>» Die DDR-Vopos hatten leider kein Glasauge.

1967 – ich war damals Mitarbeiter im Marburger Kreis – fuhr ich mit dem Auto zu einer Tagung nach Leipzig. Mein Freund Hans Hartwig von Goessel gab mir einige Pakete christlicher Bücher für seine Freunde in der DDR mit. An der Grenze wurde mein Auto durchsucht. Ein Vopo fragte, für wen die vielen Bücher seien. Ich sagte: «Die hat mir ein Pfarrer mitgegeben als Geschenke für seine Freunde in der DDR.» Der Vopo fragte: «Und wie heisst dieser Pfarrer?» Da mir geraten worden war, bei Grenzübergängen nicht zu lügen, sagte ich wahrheitsgetreu: «Hans Hartwig von Goessel.» Darauf der Vopo: «So, so, der Herr *von* Goessel (er betonte das <von>) – na, dann fahren Sie mal rechts ran!» Der Vopo behielt meinen Pass und schickte mich in einen grösseren Raum der Zollstation. Dort musste ich

sämtliche Bücher deponieren und warten. Es war ca. 11 Uhr vormittags. Immer wieder kamen und gingen Leute, ihre Pässe wurden kontrolliert und sie wurden verhört und dann durften sie gehen. Ich jedoch musste warten. Als ich nach etwa zwei Stunden fragte, wie lange ich noch warten müsse, fuhr mich ein Vopo an: «Das werden Sie schon noch früh genug erfahren!» Also wartete ich weiter bis ca. 18 Uhr. Da sollte dieser Kontrollraum geschlossen werden. Allein sass ich noch auf einer Bank vor der Theke. Wortlos holte der Vopo meinen Pass unter der Theke hervor, übergab mir den und wies mich mit einer Handbewegung zur Tür. Die Bücher blieben konfisziert. Als ich den Freunden von Hans Hartwig von diesem Missgeschick erzählte, meinten sie traurig: «Ja, so ist das halt bei uns. Manchmal geht es gut – manchmal nicht – die sind völlig unberechenbar.»

Ganz anders war es 1981, als der Zentrallausschuss des Oekumenischen Rates (OeRK) in Dresden tagte. (ich war damals Mitarbeiter im OeRK.) Schon am Zoll wurden wir vom Minister für Religionsfragen ehrenvoll empfangen. Ohne jede Kontrolle durften wir die Grenze überschreiten und wurden in jeder Weise höflich behandelt. Als Begrüssungsapéro gab es einen damals noch recht seltenen Wein aus Meissen. Auch bei der Unterbringung hatten sich die zuständigen DDR-Behörden bemüht – was nicht ausschloss, dass halt doch einige Duschen nicht richtig funktionierten und die Zimmer mancherlei Schäden aufwiesen.

Manchmal taten mir die Menschen der DDR leid – nicht die Funktionäre und auch nicht die Oppositionellen, sondern die Menschen, die gerne stolz auf ihr Land sein wollten und denen die Überheblichkeit und das Besserwissen der «Westler» weh tat. So hat es mich zutiefst verletzt, als in einer Talkshow junge Menschen aus der ehemaligen DDR, die unmittelbar nach Öffnung der Grenze sagten, dass sie gerne den Schwarzwald kennenlernen wollten, von einigen Westlern, die mit ihren Reisen auf die Kanaren und in die Karibik prahlten, spöttisch bemitleidet wurden.

Ich finde es schade, dass die DDR nach der Wende von der BRD so unsensibel vereinnahmt wurde, so dass manches, was in der DDR besser war als im Westen, vernichtet wurde.

Die Kuba-Krise

Es war im Herbst 1962. Ich weilte damals in Pennsylvanien. Plötzlich und unerwartet berichteten die US-Nachrichten in allen Sendungen, dass die Sowjets in aller Heimlichkeit in Kuba Raketenbasen aufgebaut haben, und dass jetzt russische Schiffe beladen mit Raketen auf Kuba zusteuerten. In den USA war helle Aufregung. Es bestand die Befürchtung, dass weder John F. Kennedy noch Nikita Chruschtschow nachgeben würden und dass es zu einem offenen Konflikt zwischen den beiden Supermächten käme.

In den Fernsehnachrichten gab es ständig Bilder von den auf Kuba zusteuern den russischen Schiffen und Skizzen von den US-Staaten, die bei einem eventuellen Raketenangriff in der Reichweite der russischen Raketen lagen. Natürlich gehörte Pennsylvanien auch dazu.

Ich erinnere mich noch genau: An einem Nachmittag war ich im Hof einer Fabrik, in der ich gerade die Arbeitsbedingungen der dort Tätigen studiert hatte. Ich war allein. Der Himmel war mit dunklen Wolken bedeckt. Die Angst vor den bevorstehenden und – wie es schien – unabwendbaren Ereignissen legte sich wie ein Panzer um meine Brust. Ich war in ständigem Gespräch mit Gott über die Situation. Ich bat Gott inständig um eine Lösung. Aus meinem Innern stieg allmählich der Gedanke auf: Wenn jetzt die Wolkendecke aufreißt und ein Stück blauer Himmel sichtbar wird, gibt es eine Lösung aus der auswegslos erscheinenden Lage. Es dauerte nicht lange, dann riss die Wolkendecke auf und ein Stück blauen Himmels wurde sichtbar. Ein Strom der Erleichterung und Hoffnung durchströmte meinen Körper. Wie ich später feststellte, riss die Wolkendecke genau in dem Augenblick auf, in dem Chruschtschow einem englischen Philosophen mitteilte, dass er die Raketenschiffe zurückbeordern werde.

Als ich einige Tage nach der Kuba-Krise Freunde im Staat New York besuchte, die stramme Republikaner waren, meinten diese: «Obwohl wir Republikaner sind, standen wir während dieser Krise voll hinter Kennedy, der durch seine kompromisslose Haltung die Russen schliesslich bewegt hat nachzugeben.»

Mein Leben zwischen Reben

Während meiner nunmehr 80jährigen Erdenwanderung habe ich in insgesamt neun Weinbaugebieten gelebt und gewirkt.

Wenn ich daran zurückdenke, steigen aus meinem Innern Bilder und Erinnerungen auf – Bilder von Reben und Wein. Einige dieser Bilder und Erinnerungen sollen uns jetzt durch dieses Kapitel begleiten. Beginnen wir mit dem Weinbaugebiet Rheinpfalz:

Weinbaugebiet Rheinpfalz

Weinbaugemeinde Maikammer

Ich bin zwar in Edenkoben geboren, aber die ersten sechs Jahre meines Lebens habe ich in Maikammer gelebt. Maikammer war damals die zweitgrösste Weinbaugemeinde Deutschlands (die grösste war Forst) – gemessen nach Hektoliter Wein. Unser Pfarrhaus war umgeben von lauter Reben – es lag mitten in einem Rebenmeer.

In meinem Geburtsjahr ist ein miserabler Wein gewachsen. Das Jahr 1928 war ein völlig verregne-

tes Jahr. Vom 1928er gilt das, was Johann Trajan vom 1888er Wein schreibt:

*In diesem Jahr am Rheine
sind leider gewachsen Weine,
die an Wert nur geringe.
Es reiften nur Säuerlinge
im Verlauf dieses Herbstes,
nur Herberes bracht er und Herbstes.
Zu viel Regen, zu wenig Sonnenschein
liess erhofften Segen zerronnen sein.
Nichts Gutes floss in die Tonnen ein.
Der 28er Rheinwein
ist leider kein Wein
um Leidende zu laben
um Gram zu begraben
um zu vertreiben Trauer.
Er ist dafür zu sauer.*

1928 war nicht nur ein miserables Weinjahr, sondern der folgende Winter 1928/29 war einer der härtesten des Jahrhunderts. Damals war sogar der Rhein zugefroren. Meine Mutter, für die frische Luft ausserordentlich wichtig war, hat mich bei minus 20 Grad im Korbwagen auf die Veranda gestellt – gut eingewickelt und die Nase mit Fett eingeschmiert.

Man hat mir erzählt, dass mehrere Gemeindeglieder das halbjährige Wunderkind besichtigen wollten, weil sie nicht glaubten, dass man einen Säugling einer solch grimmigen Kälte aussetzen könne. Nun ja, es war

nicht die einzige Kälte, die ich in meinem Leben erfahren habe – nur war ich nicht immer so gut eingewickelt und eingeschmiert.

Was ist das früheste Wein-Erlebnis, an das ich mich erinnere? Da meine Mutter den Pachtzins aus ihrem Ebernburger Erbe vor allem in Wein erhielt, hatten wir immer Wein in unserem Keller. Das wusste auch der ältere kirchliche Mitarbeiter Haunstein. Dieser Mann war immer ein wenig benebelt, manchmal auch richtig besoffen. Ich erinnere mich gut: Ich war damals fünf oder sechs Jahre alt, da kam dieser Mann in ange-trunkenem Zustand zu uns ins Pfarrhaus und sagte zu meiner Mutter: «Fra Pann, hänn Sie än Schluck Woi?» (»Frau Pfarrer« – er sagte immer «Fra Pann» anstatt «Frau Pfarrer» – «haben Sie einen Schluck Wein?») Meine Mutter führte ihn in die Stube und sagte: «Ich hol Ihne grad ä Glas.» Dann ging sie in die Küche – ich trabte hinter ihr her – sie nahm ein schönes Weinglas und füllte es mit kaltem Tee, der aussah wie Wein (meine Mutter hatte immer kalten Tee in der Küche), und brachte es dem Angetrunkenen. Der leerte das Glas in einem Zug und sagte: «Fra Pann, vum Beschte isch's käner – awwer er geht.» (Vom Besten ist es keiner, aber man kann ihn trinken.)

Dass mein Vater nach Maikammer kam, hatte indirekt auch mit dem Wein zu tun. Mein Vater war der erste evangelische Pfarrer in Maikammer. Die Kirche wurde 1914 erbaut und zunächst nur von Pfarrverwesern bedient. Mein Vater, der 1924 nach Maikammer kam,

hat dann unter der Kirche einen Saal gebaut – ich erinnere mich noch gut, wie er mit hohlen Händen Wasser schöpfte, um es in den Zementkübel zu kippen.

Wie kam es überhaupt dazu, dass in dem stockkatholischen Maikammer eine evangelische Gemeinde entstand? Das hat mit dem Vatikanischen Konzil von 1870 zu tun, bei dem die Unfehlbarkeit des Papstes verkündigt wurde. Das war einigen der bedeutendsten Maikammerer Weingutsbesitzern – Spiess, Ullrich, Ziegler – zu viel. Sie traten aus der römisch-katholischen Kirche aus und wurden altkatholisch. Da es jedoch weit und breit keine altkatholische Gemeinde gab, wurden sie später «protestantisch» – so heissen die Evangelischen in der Pfalz. Die Enkelin eines dieser Konvertiten war Marianne Ullrich – Erbin eines bedeutenden Weingutes. Ein anderer Weingutserbe aus einem andern Weinbaugebiet war Georg Jung, der Bruder meiner Mutter. Marianne und Georg verliebten sich ineinander. Georg Jung – mein späterer Onkel Schorsch (die Pfälzer sprechen «Georg» französisch aus) –, der einen guten Draht zur Kirchenleitung hatte, bewirkte es, dass meinem Vater, dem neugebackenen Landesjugendpfarrer (gesamtkirchliche Ämter gab es vorher noch nicht), Maikammer als Amtssitz verliehen wurde – verbunden mit der Auflage, die kleine evangelische Gemeinde mitzubetreuen. Georg Jung hatte nun die Möglichkeit, regelmässig nach Maikammer zu kommen, um seine Schwester (bzw. Marianne) zu besuchen. Mit der Verlobung von Georg und Marianne wurde es jedoch nichts – die Weinberge lagen zu weit

auseinander. Achtzig Kilometer lagen zwischen Maikammer und Ebernburg. Und so hat Marianne einen Weingutsbesitzer aus der Ziegler-Dynastie geheiratet und Georg Jung eine Pfarrerstochter aus Freimersheim, meine spätere Tante Luise – übrigens ein ganz ähnlicher Typ wie Marianne.

Marianne war in Maikammer unsere Organistin, und wir Kinder haben sie sehr verehrt. Sie war eine wunderbare Frau. Aus ihrer Ehe ging ihr Sohn Hanns-Karl hervor. Er war so alt wie meine Schwester Waldtraut, also zwei Jahre jünger als ich. Mit Hanns-Karl haben wir manchmal zusammen gespielt. Als wir am 24. Oktober 1934 von Maikammer nach Edenkoben umzogen, waren wir bei Marianne zum Mittagessen eingeladen. Ich erinnere mich, wie Hanns-Karl damals eine Abschiedsvorstellung gab. Er fuhr mit seinem Holländer rasant durch den grossen Flur des Gutshauses, um uns zu imponieren. Waldtraut, die anscheinend vom Wegzug von Maikammer nicht begeistert war, tobte und schrie und wurde deshalb in den grossen Hundezwinger gesperrt. Sie erinnert sich bis heute noch lebhaft an dieses «Gefängnis».

Zwölf Jahre später, 1946, hatte ich erneut Kontakt mit Maikammer. Ich war damals im Humanistischen Gymnasium in Neustadt an der Weinstrasse. Die Grossmutter meiner Klassenkameradin Maria Biffar hatte ein Weingut in Maikammer. Die Biffars waren katholisch. Sie gehörten also nicht zu den 1870er Konvertiten. Maria hat unsere Klasse jeweils im Herbst eingeladen,

bei der Weinlese mitzuhelfen. Das war noch vor der Währungsreform und wir hatten nicht viel zu essen, aber wir wussten: bei Biffars bleiben die Herbst-Helferinnen und -Helfer nicht hungrig. Ausserdem war es lustig, beim Herbst mit Gleichaltrigen zusammen zu sein. Es war fast so schön wie die auf dem Schild des Achill abgebildete Weinlese (nachzulesen in meinem Buch «Wein und Weinbau in der Bibel» auf Seite 29).

Im Jahre 2008 kam Maikammer zum dritten Mal in mein Blickfeld. Ich bereitete damals eine grosse Weinprobe vor, mit Weinen aus «meinen» neun Weinbaugebieten. Als ich mir überlegte, wie ich einen Maikammerer Wein beschaffen könnte, kam mir der vierjährige Holländerfahrer Hanns-Karl in Erinnerung. Ob er wohl noch lebt? Seit 74 Jahren hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Von meinem Freund Ernst Kuby (damals Lehrer in Maikammer) erfuhr ich, dass er noch munter sei. Ernst wusste auch die Telefonnummer. Ich telefonierte, und siehe da, Hanns-Karl war selber am Telefon. Nach 74 Jahren hörte ich zum ersten Mal wieder seine Stimme. Hanns-Karl erinnerte sich noch gut an unsere gemeinsamen Spiele und an das Holländerfahren am Tage unseres Umzugs. Und dann empfahl er mir für die Weinprobe seinen 2007er Riesling mit den Worten: «Des ist moin beschte Woi!»

Weinbaugemeinde Edenkoben

Eine zweite Weinbaugemeinde im Weinbaugebiet Rheinpfalz ist Edenkoben, damals drittgrösste Weinbaugemeinde Deutschlands:



Am 24. Oktober 1934 – ich war damals sechs Jahre alt – sind wir von Maikammer nach Edenkoben umgezogen. Während meine Eltern mit einem Mietwagen dem Möbeltransport vorausfuhren, sind wir Kinder mit unserer Hausgehilfin die drei Kilometer von Maikammer nach Edenkoben zu Fuss gegangen – mitten durch die Reben. Wir machten Rast am «Spiess-Brünnele», das zu den Weinbergen der Spiess-Dynastie gehörte. In Edenkoben angekommen, gingen wir auf Ent-

deckungsreise. Da gab es viel zu sehen. Edenkoben war in früheren Zeiten eine «fette Pfründe». Die Kirchengemeinde hatte einen beachtlichen Weinbergbesitz. Im Pfarrhaus gab es ein Kelterhaus mit einer grossen alten Kelter, in der wir herumturtelten, und einen grossen Gewölbekeller mit gewaltigen Balken, auf denen früher die Weinfässer lagerten. Unser grosser Pfarrgarten war ein einziger Weinberg – etwa ein Viertel Hektar, also einen «Morgen» gross. Mein Vater hat dann diesen Weinberg auf etwa zehn Aren reduziert, um Obstbäume und Gemüse anzupflanzen. (Die Kirchengemeinde hatte noch andere Weinberge, z.B. einen Weinberg in der Villastrasse, den wir im ersten Jahr unserer Edenkobener Zeit noch geerntet haben. Später wurde er verpachtet.)

In unserem Garten-»Wingert« (so heissen die Weinberge in der Pfalz) hatten wir vier Sorten Trauben: vor allem «Silvaner», wir nannten sie «Franken», aber auch einige Zeilen «Riesling». Durch den Wingert führte eine lange Pergola, dort wuchsen die grossbeerigen Malenga-Trauben und die kleinbeerigen, blassroten Traminer-Trauben. Die Malenga waren besonders beliebt, weil sie schon im August reif wurden. Dann reiften die Traminer, dann die Franken und zuletzt die Riesling-Trauben. Wir haben viele Wochen lang die Trauben vom Stock gegessen oder in kleinen Spankörben – einzeln in Fliesspapier eingewickelt – an Freunde und Bekannte verschickt. Ende Oktober oder Anfang November haben wir dann den Rest der Trauben, die meistens edelfaul oder getrocknet waren, in einem

grossen Waschzuber auf einem Leiterwagen ins Weingut Steigermann gefahren. Herr Steigermann freute sich jeweils über das sehr hohe Mostgewicht und unser Vater über das Geld, das ihm bar ausbezahlt wurde.

In unserem Weinberg war ich für das Jäten verantwortlich, die übrige Rebpflege hatte eine alte Bauersfrau, die «Dolle-Mutter», übernommen. Zum Jäten hatte ich alte Lederhandschuhe, denn es gab sehr viele Disteln mit tiefen Wurzeln. Schon als Zehnjähriger musste ich im Weinberg arbeiten. Um das Jäten etwas spannender zu machen, stellte ich mir vor – ich war im Alter der Ritterspiele und las sehr gerne Rittersagen –, dass die Disteln feindliche Ritter seien, denen ich mit Handschuh, Hacke und Spaten zu Leibe rückte.



Weinlese in unserem Pfarrgarten (vorne Waldtraut mit Arnold). Im Hintergrund die katholische Kirche.

Ein kleines Weinerlebnis aus Edenkoben: Zum Essen gab es bei uns nur Wein, wenn Gäste da waren – und das war nicht selten. Wir Kinder haben dann Traubensaft getrunken. Manchmal kam ein etwas unangepasster Gast, der gerne Wein trank. Meine Mutter hat diesem Gast einmal ein Glas unseres vorzüglichen Traubensafts vorgesetzt und ihn gefragt, ob Traubensaft nicht ebenso gut sei wie Wein. Der Gast trank das Glas halbleer, lobte den Saft und meinte: «Der Saft ist sehr gut, er hat nur einen Fehler: ihm fehlt der Alkohol – aber dem kann man ja abhelfen.» Und dann griff er nach der Weinflasche, die ebenfalls auf dem Tisch stand, es war ein einfacher Tischwein, füllte das halbleere Traubensaft-Glas mit Wein und meinte: «So verwandle ich einen einfachen Tischwein in eine Auslese.» Und dann trank er genüsslich diese «Auslese».

In der Schule lernten wir die Edenkobener Gemarkungsnamen kennen. Ich erfuhr damals, dass unser Garten-Wingert zum «Kirchberg» gehört – eine sehr gute Weinlage. Ausserdem gab es den Mühlberg, den schwarzen Letten, den Klostergarten und manche andere Lagen. An der Spitze stand jedoch nach Ansicht von Lehrer Müller die Weinberglage «Heilig Kreuz».

Eine weitere Wein-Erinnerung aus Edenkoben: Am Palmsonntag und an Ostern versammelten sich jeweils die Konfirmanden im Hof unseres Pfarrhauses – vor und nach der Konfirmation und vor und nach dem ersten Abendmahlsgang. In der Pfalz war es für manche Abendmahlsteilnehmer üblich, den Wein beim Abend-

mahl nicht nur zu «trinken», sondern auch zu «verkosten» – meistens mit einem dreifachen Schluck. Als die Konfirmanden nach dem ersten Abendmahlsgang, es war im Jahre 1941 oder 42, in unserem Pfarrhof versammelt waren, hörte ich, wie sich einige über den Abendmahlswein unterhielten. Ein Konfirmand meinte: «Des war än gude – der war vum Kuby!»

Während des Krieges half ich gerne beim Herbst in den Weinbergen meines Schulfreundes Oskar Weisskopf. In der Mittagspause gab es dort jeweils selbstgebackenes Weissbrot – eine Kostbarkeit in der damaligen Zeit. Einmal habe ich beim Herbst, es war 1942, meinen Handballen in eine Trauben-Maschine gebracht, das hat fürchterlich geblutet. Ich bin schnell zu unserer Krankenschwester Toni gelaufen, die hat mich verarztet. Die Narben sind heute noch sichtbar als ständige Erinnerung an die Weinlese in Edenkoben.

Dem Vorbild meines Vaters folgend war ich bis zu meinem 16. Lebensjahr abstinent. Doch dann bin ich allmählich auf den Geschmack des Weines gekommen. Wobei ich immer wählerischer wurde. Von den Edenkobener Weinen hat mir zunächst ein sacktrockener Silvaner vom Edenkobener Mühlberg vom Weingut Eugen Kuby – dem Vater meines Freundes Ernst – am besten geschmeckt. Den habe ich dann während meiner Edenkobener Zeit immer wieder gerne gekauft und getrunken.

Und schliesslich noch ein spätes Erlebnis mit einem Edenkobener Wein: Es war in den 80er Jahren des

vorigen Jahrhunderts. Wir saßen in einem kleinen Kreis von Psychologinnen und Psychologen des C.G. Jung-Instituts an einem Sommerabend am Zürichsee, den die untergehende Sonne in leuchtendes Gold verwandelt hatte. Während wir miteinander über Fragen der psychologischen Märchendeutung sprachen, holte einer der Anwesenden aus seinem Rucksack eine Flasche Wein, den er in kleine Becher einschenkte und verteilte. Jener Kollege, der in Grenoble wohnte, meinte, dass dieser Wein sein Lieblingswein sei, ein ganz besonderer Wein, der keinerlei Schwefel enthalte. Als ich das Etikett der Flasche betrachtete, staunte ich: Es war ein Wein aus Edenkoben. Jener Kollege meinte, dass er von Zeit zu Zeit nach Edenkoben fahre, um sich

im Walthari-Hof mit Wein einzudecken. Bei meinem nächsten Besuch in Edenkoben habe ich dann meinen Schulkameraden Werner Walter, den Besitzer des Walthari-Hofes, besucht und seinen schwefelfreien Wein gekostet. Ich war sehr angetan von diesem etwas eigenartigen, aber sehr bekömmlichen Wein, und habe viele Jahre lang immer wieder gerne einen Walthari-Wein getrunken.



Nun, der Walthari-Wein hat sich wegen der hohen Herstellungskosten und wegen seines gewöhnungsbedürftigen Geschmacks nicht durchgesetzt, und so hat Werner Walter in den 90er Jahren seine Wein-Produktion eingestellt, obwohl er alle Patente für diesen Wein weltweit besitzt und bereit wäre, sein Wissen weiterzugeben, wenn jemand daran interessiert wäre, einen solchen Wein zu produzieren.

Ich selber besitze noch eine Flasche Walthari-Wein, eine 1979er Gewürztraminer Spätlese. Ich bin gespannt, wie dieser Wein nach so vielen Jahren schmeckt. Ich weiss allerdings noch nicht, wann ich ihn trinken werde (zur Vernissage dieses Buches?).

Weinbaugebiet Nahe

Weinbaugemeinde Ebernburg

Wir begeben uns jetzt in das Weinbaugebiet Nahe, und zwar in die Weinbaugemeinde Ebernburg.

Ebernburg werde ich noch einmal etwas ausführlicher behandeln, denn die Weinbaugemeinden Edenkoben und Ebernburg bilden die Grundlage meiner Wein-Erfahrung.

Ebernburg ist meine zweite Heimat. Meine Eltern und meine Vorfahren mütterlicherseits ruhen in den Jungschen und Schneiderschen Familiengräbern in Ebernburg. Unzählige Male sind wir von Maikammer

und später von Edenkoben aus mit dem Eilzug Karlsruhe–Bingerbrück nach Bad Münster am Stein gefahren und dann über die Nahe-Brücke nach Ebernburg gelaufen. Diese Brücke bildete damals die Grenze zwischen der bayerischen Pfalz und dem preussischen Rheinland. Heute sind beide Länder als «Rheinland-Pfalz» vereinigt. In der Mitte der Brücke stand früher ein kleines Zollhäuschen. Der Brückenübergang kostete pro Person fünf Pfennige. Unsere Weinberge lagen auf beiden Seiten der Nahe, also in den beiden Ländern.

Eine frühe Erinnerung an das Weingut Jung in Ebernburg ist der Bau des neuen Gewölbekellers im Jahre 1932. Ich war damals vier Jahre alt. Aber es war eine so eindruckliche Baustelle, dass mir die Bilder bis heute in Erinnerung geblieben sind, besonders auch die neuen grossen Doppelstücke-Fässer, die nicht stehen bleiben wollten, weil sie – frisch eingölt – immer wieder rutschten.

Lebhaft in Erinnerung ist mir auch der 70. Geburtstag meiner Ebernburger Grossmutter am 30. August 1935. Schon am Vortag waren wir mit dem Zug nach Ebernburg gefahren und haben in «unserem» urchigen Mansardenzimmer übernachtet, in dem es wunderbar nach getrockneten Früchten und Kräutern duftete. Am Festtag gab es dann neben mancherlei Geburtstagsfotos auch ein Bild, auf dem meine Oma mit ihren sieben Bittlingerschen (B) und Jungschen (J) Enkelkindern zu sehen ist.



obere Reihe (von links): Arnold B., Karl J., Karl B.

mittlere Reihe: Erika B., Oma, Gretel J. Waldtraut B.

vorne (vor der Oma): Luisel J.

(Dass wir drei Buben während des Fotografierens kräftig Trompete geblasen haben, sieht man an den aufgeblasenen Backen.)

Mit dem Ebernburger Wein war ich schon sehr früh vertraut, auch mit den verschiedenen Weinbergslagen, denn wir hatten sowohl in Maikammer als auch in Edenkoben immer einen Vorrat von Ebernburger Wein in unserem Keller und ich habe immer wieder die Weinetikette studiert. Da gab es den Ebernburger Schlossberg, die Erzgrube, den Stefansberg, den Pfarrwingert,

den Altenbamberger Kehrenberg, das Goldgrübchen, den Rothenberg, das Münsterer Felseneck und manche andere.

Unsere Ebernburger Weine lagerten im Edenkobener Pfarrhaus-Keller in Holzkisten zu 12, 25, 50 und 60 Flaschen. Sie lagerten in Strohhusen. Die 60er-Kisten waren brutal schwer, mussten aber trotzdem auf dem Rücken getragen werden. Die meisten Kisten wurden mit leeren Flaschen wieder nach Ebernburg zurückgeschickt – die meisten, aber nicht alle. Die nicht zurückgeschickten Kisten habe ich in Edenkoben mit meinen Freunden Helmut und Ernst zum Bau von Spielhäuschen verwendet. Insgesamt haben wir nacheinander 27 solcher Spielhäuschen gebaut. Ich habe sie jeweils nummeriert. Ich fand diese Weinkisten-Häuschen sehr gemütlich. Ein besonderes Exemplar auf unserem grossen Sandplatz habe ich «Villa Schöneck» genannt. Damals war gerade mein Vetter Karl Jung zu Gast in Edenkoben. Als ich ihm voller Stolz diese «Villa» zeigte, meinte er: «Das ist keine Villa Schöneck, sondern eine Villa Dreckeck!». Soviel zu den Spielhäuschen aus Weinkisten. Besondere Weinraritäten lagerte meine Mutter nicht in Kisten, sondern in einem grossen Obtschrank mit Schubladen. Eine Flasche hatte dort einen Ehrenplatz, es war ein 1921er Ebernburger Schlossberg. Auf dem Etikett war eine grosse Sonne abgebildet, Symbol für «eingefangenen Sonnenschein».

Der Herbst 1939, den Waldtraut und ich zusammen mit unserer Mutter in Ebernburg verbrachten, war ein

miserabler Herbst, ähnlich wie 1928. Ich erinnere mich: Auf Fuggern blieb der Herbstwagen im aufgeweichten Boden stecken. Unsere prachtvollen Pferde waren bei Kriegsbeginn eingezogen worden. Stattdessen erhielten wir als Ersatz zwei Ochsen, den Vincent und den Friedrich (eigenartig, wie mir diese Namen in Erinnerung geblieben sind). Die Ochsen versuchten, den eingesunkenen Herbstwagen aus dem Schlamm zu ziehen – vergeblich. Es musste ein Ersatzgespann geholt werden. Fuggern war eine grosse Neuanlage, in der Onkel Schorsch Anfang der 30er Jahre Müller-Thurgau Reben gepflanzt hat, auf die er grosse Hoffnung setzte – zu Recht! –, obwohl viele spotteten und meinten, der Müller-Thurgau sei weder Fisch noch Fleisch und habe keine Zukunft. Onkel Schorsch wusste es besser, und sehr bald haben auch andere Weinbauern seinen Pionierversuch nachgeahmt und ebenfalls Müller-Thurgau Reben gepflanzt. Fuggern wurde später zum Gedenken an meine Patentante Luise in «Luisengarten» umgenannt, eine heute offiziell anerkannte Weinbergslage. Es wurden dort später auch andere Reben gepflanzt, zum Beispiel blaue Portugieser-Trauben, die einen angenehmen, leichten Rotwein ergeben, von dem man auch einmal ein Glas mehr trinken kann.

Eine zweite Weinbergslage, mit der ich als Kind schon vertraut war, ist das Münsterer Felseneck. Eine Lage, in der vorzügliche Rieslingweine reifen. In diesem imposant gelegenen Weinberg gibt es eine kleine Burg, in der wir wunderbar spielen konnten (siehe Seite 162).



Weinbergslage «Felseneck» (Alleinbesitz Weingut Jung)

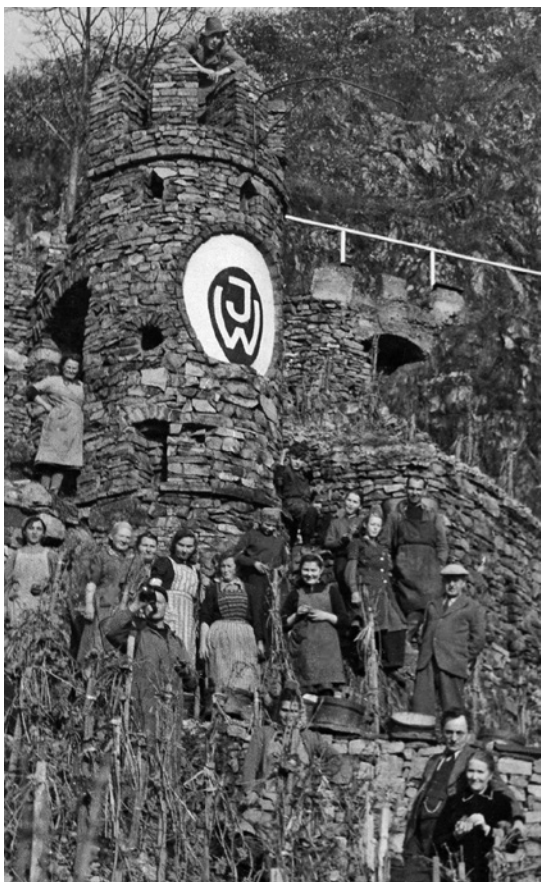
Während die Schulen infolge der Nachkriegswirren geschlossen waren, habe ich von April bis Oktober 1945 im grosselterlichen Weingut in Ebernburg ein Weinbau-Praktikum absolviert. Es war ein wunderschöner heisser Sommer. Ich war damals 16 Jahre alt. (Während meines Aufenthaltes in Ebernburg wurde ich 17). Im April 1945 bin ich von Edenkoben nach Ebernburg zu Fuss gegangen, die Züge fuhren damals noch nicht. Unterwegs habe ich in Enkenbach bei wildfremden Leuten übernachtet. In Ebernburg bekam ich einen Ausweis der amerikanischen Militärregierung. (Der Krieg war in der Pfalz schon im März 1945 zu Ende). Auf diesem Ausweis stand als Berufsbezeichnung «Farmer». Dieser Ausweis erlaubte mir, mich frei

in den verschiedenen Weinbaugemeinden zu bewegen. Zu meinem 17ten Geburtstag schenkte mir meine Cousine Gretel Jung ein kleines Buch von Franz Fassbinder «Der Weg durch die Sonne». Ein Gedicht aus diesem Buch begleitet mich bis heute. Es drückt meine damalige Stimmung aus. Ich erinnere mich: Ich stand in flimmernder Hitze oben auf dem Schlossberg, blickte ins Tal hinab auf die Nahe. In den Weinbergen rings umher waren Winzerinnen tätig und einige ältere Winzer – die jüngeren waren gefallen oder noch in Gefangenschaft. Das Gedicht aus Gretels Buch erfasst meine damalige Stimmung:

*Wir stehn im Licht und blicken weit umher.
Rings glüht das Land von Sonnenschein umflirt.
Aufblitzend grüsst uns aus dem Tal der Fluss,
und von den Bergen hallt der Winzer Ruf.
Der Himmel, der uns schimmernd blau umspannt,
giesst um uns Luft von schwerer Süßigkeit ...
O Sommerzeit, o selig heisse Tage.*

Dieses Gedicht ist für mich der Inbegriff des traumhaft schönen Sommers 1945. Ich stand natürlich nicht immer auf dem Schlossberg und zitierte Gedichte, sondern ich habe hart, aber gern, gearbeitet. Alle Arbeiten im Weinberg und Keller habe ich damals kennengelernt. Zum Beispiel auch das Spritzen mit Kupfervitriol und anderen Giftstoffen.

Für meinen Onkel Schorsch gehörten Weinbau und Christentum ganz selbstverständlich zusammen. Er



Weinlese im Felseneck. Vorne rechts Tante Luise und Onkel Schorsch. Auf dem Turm mein Cousin Karl.

war in der Kirche tätig, nicht nur als Presbyter, sondern auch in der Synode (zuletzt als Vizepräsident) und später in der Kirchenregierung. Ein Erlebnis hat mir diesen Zusammenhang zwischen Weinbau und Kirche unvergesslich vor Augen geführt:

Es war an einem Samstag. Onkel Schorsch hatte ein grosses Fass mit Spritzbrühe angerührt. Wir wollten gerade in die Weinberge fahren, als es kräftig zu regnen anfang. Es hat so sehr geregnet, dass an jenem Samstag nicht mehr ans Spritzen zu denken war. Da für Onkel Schorsch und die meisten von uns Weinbergs-Arbeiterinnen und -Arbeiter der Kirchgang am Sonntag selbstverständlich war und Onkel Schorsch die Spritzbrühe nicht bis zum Montag stehen lassen wollte, gab er am Samstagabend die Anweisung: «Morgen früh um vier Uhr fahren wir los zum Spritzen.»

Und so geschah es auch. (Der Regen hatte unterdessen aufgehört.) Wir zogen los mit dem fünfstrahligen Gestänge. Ich zog den schweren Schlauch durch den aufgeweichten Boden und wurde bis auf die Haut völlig durchnässt mit Spritzbrühe. Durch den Schlauch wurde die Spritzbrühe von einem Motor aus dem Fass in das Gestänge gepumpt. Nach fünf Stunden, also um etwa neun Uhr, war unser Werk getan. Es reichte zum Duschen oder Waschen und um zehn Uhr sassen wir ein wenig übermüdet, aber dennoch kräftig singend in der Kirche.

Apropos «Singen»: Unvergesslich ist mir das Singen während dem «Gipple» (= Gipfeln) in der Erzgrube und sonstwo. Auf dem Nachhauseweg nach der Arbeit haben wir dann gerne gesungen: «Es dunkelt schon in der Heide, nach Hause lasst uns gehen.» Einmal in der Woche sind wir nach der Arbeit zur Chorprobe in das tausend Jahre alte Kirchlein gegangen. Dort habe ich einen kleinen Kirchenchor gegründet und geleitet.

(Nach meiner Rückkehr nach Edenkoben hat meine Cousine Gretel die Leitung des Chors übernommen). In diesem Kirchlein wurde übrigens der erste evangelische Gottesdienst in der Pfalz gehalten – von Martin Bucer aus Strassburg. Franz von Sickingen, der auf der Ebernburg residierte, hatte Bucer eingeladen.

Wenn ich an Ebernburg denke, bin ich erfüllt von Bildern und Erinnerungen, auch an einzelne Weinjahrgänge, nicht nur an die sauren Weine von 1928 und 1939, sondern auch an viele gute Weine. Am Vertrautesten ist mir der 1944er. Im Herbst 1944 habe ich 14 Tage lang bei der Weinlese geholfen, ich habe damals voller Stolz als 16-Jähriger im Felseneck zum ersten Mal Logel (vorderpfälzisch: «Hotte») getragen. Damals waren die Logel noch sehr schwer, es gab noch keine Kunststofflogel. Ich habe dann die Trauben in die Traubenmühle gekippt, gemahlen und die Maische in ein Fass abgefüllt und dann miterlebt, wie die Maische in der Hydraulikkelter gekeltert wurde. Und dann habe ich den frischen Most gekostet.

Während meines Weinbaupraktikums 1945 bin ich dann dem 44er erneut begegnet. Er lag unterdessen im Fass und war vergoren. Ich habe diesen Wein mit abgefüllt und verkorkt. Einen grossen Teil des 44er haben Onkel Schorsch und ich in einem geheimen Raum hinter dem Obstkeller versteckt, um ihn vor Beschlagnahme (1945!) zu bewahren. Den kleineren Teil des 44er habe ich in die Lager geräumt und später etikettiert, verkapselt, versandfertig verpackt zum Abtransport an die Kundschaft.

Während ich den 44er im «Fertigstadium» von der Weinlese bis zum Versand begleitet habe, habe ich den 45er in jeder Wachstumsphase mitbetreut bis hin zur Ernte. Es wurde ein wunderbarer Wein. Wir haben ihn bei meiner Abiturfeier 1948 und bei vielen anderen Gelegenheiten viele Jahre lang getrunken.

Und dann der 53er! Unter Anleitung seines Vaters hat mein Vetter Karl zum ersten Mal eine Trockenbeer-Auslese produziert – ein köstlicher Wein! Er kam in die Endausscheidung für den besten deutschen Wein. Zwei Mitglieder des fünfköpfigen Gremiums haben sich für den Jungschen Wein entschieden, drei für einen Wein der «drei grossen B» (Bassermann, Buhl, Bürklin). So wurde die Jungsche Trockenbeerauslese halt nur Zweiter, aber immerhin für zwei Fünftel des Gremiums war der Jungsche Wein der beste deutsche Wein! Ich habe diesen 53er im Gärstadium miterlebt und eine Kostprobe des vollendeten Weins bis heute aufbewahrt. Von Zeit zu Zeit degustiere ich diesen edlen Wein und fülle dann den Rest in eine jeweils kleinere Flasche. Bei der bisher letzten Degustation des damals 50jährigen Weins (2003) schmeckte diese wunderbare Trockenbeer-Auslese noch immer vorzüglich. Der Rest wartet jetzt in einem kleinen Fläschchen auf die Endverkostung.

Zum Schluss noch ein besonderes Weinerlebnis: Es war Anfang der 60er Jahre. Meine Eltern wohnten damals in Hermersberg auf der Sickinger Höhe, wo mein Vater

im Ruhestand noch einmal eine kleine Kirchgemeinde betreute. Ich machte dort einen Besuch und sass bei meiner Mutter in der Küche an unserem alten Küchentisch. Während sie das Essen zubereitete, fragte ich sie, ob sie zufällig eine Flasche Wein in der Küche hätte. Sie sagte «ja, dort oben im Geschirr-Regal liegt eine Flasche. Ich weiss aber nicht, was für eine das ist und ob der Wein noch schmeckt. Sie liegt dort seit unserem Umzug.» Ich habe die Flasche geholt, sie hatte kein Etikett. Ich öffnete sie und staunte. Goldgelb strömte der Wein ins Glas, eine wunderbare Blume kam mir entgegen und dann der Geschmack auf der Zunge und im Gaumen und der lang anhaltende Abgang! Um mit Stefan Andres zu reden, ein Wein «den man nur kniend trinken dürfte». Ich liess meine Mutter kosten und auch sie, die mit Trauben und Wein aufgewachsen war, war begeistert. Ich stieg auf einen Stuhl um im oberen Fach des Regals nachzusehen, ob dort nicht doch ein Etikett zu finden wäre, das sich abgelöst hat. Und tatsächlich fand ich ein Etikett mit einer grossen Sonne – Symbol für eingefangenen Sonnenschein. Es war die lange gehütete 1921er Spätlese vom Ebernburger Schlossberg. Die Flasche war beim Umzug versehentlich in die Küche geraten und hat nun nach 40 Jahren meiner Mutter und mir eine köstliche Weinstunde beschert.

Weinbaugebiet Rheinhessen

Weinbaugemeinde Albig

Und jetzt kommen wir zum Weinbaugebiet Rheinhessen, in die Weinbaugemeinde Albig.

Im Wintersemester 1948/49 und im Sommersemester 1949 habe ich in Mainz studiert. Mainz liegt im Weinbaugebiet Rheinhessen. Gewohnt habe ich in der Weinbaugemeinde Mainz-Hechtsheim in einer winzigen eiskalten ehemaligen Schlosser-Werkstatt mit Steinboden und Plumpsklo im Hof. Eine andere Bude habe ich 1948 im zerstörten Mainz nicht gefunden. In meiner Bude stand ein kleiner Kanonenofen. Brennmaterial gab es nicht. So habe ich in Edenkoben eine 60er Weinkiste mit Kohlenstaub gefüllt (Kohle gab es auch nicht) und per Bahn nach Mainz geschickt und dann mit dem Fahrradanhänger nach Hechtsheim transportiert. Viel Wärme hat der Kohlestaub nicht produziert, aber viel Rauch und Russ. Für meine Bude hat sich auch die Polizei interessiert und der Familie N. verbieten wollen, diese menschenunwürdige Bleibe zu vermieten. Da ich jedoch nicht wusste, wo ich sonst hätte bleiben können, habe ich die Polizei gebeten, mich wohnen zu lassen, und so haben sie das Verbot auf die lange Bank geschoben.

Die Hechtsheimer Weinberge habe ich zwar täglich gesehen, wenn ich mit meinem uralten Velo in die Uni gefahren bin – aber ich kann mich nicht erinnern, jemals einen Hechtsheimer getrunken zu haben.

Dafür hatte ich kein Geld. Apropos «Velo»: Es war ein schweres Stahlross, auf dem mein Vater schon vor dem Ersten Weltkrieg durch die Vogesen geradelt ist. Ich habe die verrostete Lenkstange entrostet und mit Silberbronze angestrichen. Natürlich hatte das Velo nur einen Gang, aber die Strecke Hechtsheim–Uni war eben. Wenn dagegen mein Vater in seiner Vogesen-Gemeinde mit dem Velo bergab gefahren ist, hat er hinten ans Velo einen Holzklotz angebunden, damit das Tempo gedrosselt wird.

In der Uni selber musste ich Aufbauhilfe leisten, das war damals Bedingung für die Zulassung.

Doch nun zu Rheinhessen. (Rheinhessen ist heute mit ca. 25 000 Hektar Rebfläche das grösste Weinbaugbiet Deutschlands.) In Mainz studierte Hans Weiland aus Ingelheim Medizin. Unsere Mütter Minchen und Berta waren miteinander befreundet. Und so bin ich mit Hans manches Mal nach Ingelheim gefahren, und habe dort den «Ingelheimer» kennengelernt. Bei einer Studentenfreizeit in der Katharinenkirche in Oppenheim, die mitten in den Weinbergen liegt, wurde ich mit dem «Oppenheimer» vertraut. Später habe ich dann meine rheinhessischen Verwandten in Siefersheim und Albig besucht und die rheinhessischen Weine näher kennen und schätzen gelernt. Richtig bekannt wurde ich jedoch mit dem Albiger Wein erst durch die jährlichen Treffen unserer Sippe, die Urgrossmutter Liesel seit mehr als 35 Jahren vorbildlich betreut. Mein Lieblingswein wurde damals ein Müller-Thurgau vom Albiger Hundskopf, den ich sogar in einem Weinge-

schäft in Münster / Westfalen bei einem Besuch bei Silla entdeckt habe.

Durch die jährlichen Sippen-Treffen wurden mir die Albiger Weinberge und Weissweine recht vertraut. Später habe ich dann auch die manchmal recht eigenwilligen und gewöhnungsbedürftigen Rotweine aus dem Weingut Jung & Knobloch kennen und allmählich auch schätzen gelernt.

Mit grossem Interesse lese ich regelmässig die «Weinkarte» dieses Weingutes mit ihren ausführlichen Kommentaren, die für mich jedes Mal ein Repetitorium in Weinkunde sind. Manchmal lerne ich auch Neues, so dass ich auf dem Laufenden bleibe.

Eine Albiger Weinprobe ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Es war Anfang der 90er Jahre. Einige auswärtige Weininteressenten waren zu einer Weinprobe ins Weingut Rodrian gekommen. Die von Karl-Heinrich geschickt aufgebaute Probe gipfelte in einer 88er Huxelrebe Auslese. Ich sehe heute noch die Gesichter der Probierenden vor mir, wie sie verklärt schmatzten. Auch ich war begeistert von diesem Wein und habe einen grossen Vorrat gekauft, so dass ich heute noch einige Flaschen von dem nunmehr über 20 Jahre alten Wein habe.

Diese Auslese hat einen «grossen Preis» der DLG erhalten – die höchste Auszeichnung, die es in Deutschland für einen Wein gibt.

Weinbaugebiet Provence

Bereich Coteaux d'Aix-en-Provence

Über die Provence schreibt Alfons Daudet: «Tout ce beau pays ne vit que par la lumière.» («Dieses ganze schöne Land lebt nur vom Licht.»)

Die Provence ist meine Seelenlandschaft. Die Provence bedeutet für mich Mistral und Meer, Licht und Lavendel, Liebe und Leid, Santons und Solitude, Cézanne und Choral.

Ich brauche nur die Augen zu schliessen und schon bin ich im elften Jahrhundert in einer Burg in der Provence. Wenn ich an Re-Inkarnation glauben würde, würde ich sagen: «déjà vu» – das habe ich schon einmal gesehen. Aber ich glaube nicht an Re-Inkarnation und deshalb ist die Provence eine Landschaft in der Tiefe meiner Seele.

Aber das ist jetzt nicht unser Thema. Unser Thema ist der Wein. Wenn ich an die Weinberge von Aix denke – an die Coteaux d'Aix-en-Provence – dann sehe ich vor mir ein Meer von niedrigen Rebstöcken und dahinter den Mont Saint Victoire. In der Erinnerung begegnet mir dieser Berg in vielerlei Gestalten, so wie ihn Cézanne immer wieder anders gemalt hat. Für mich ist der «Zauberberg» nicht ein Hotel in Davos, sondern ein Berg in der Provence, nämlich der Mont Saint Victoire.

Wenn ich an den Wein in der Provence denke, denke ich an einen Rosé. Gewiss, es gibt in der Provence auch

andere Weine, aber der Rosé ist halt doch der typische Wein von Aix-en-Provence. Ich erinnere mich gut an meine erste Begegnung mit diesem Wein. Es war im Herbst 1949. Wir sassen als Studenten im Pinienhain vor der kleinen Villa, in der die Vorlesungs-Räume der Theologischen Fakultät untergebracht waren. Es war ein sonniger Herbsttag, das Studienjahr hatte gerade begonnen. Einer der Professoren, Jean Cruvellier, stiftete selbstgebauten Wein – einen Rosé. Wir nannten unsere Professoren mit Uznamen – so den Kirchenhistoriker Bombu, den Dogmatiker Cocoy, den Alttestamentler Dede und den Neutestamentler Crucru. In einem Lied, in dem wir die einzelnen Professoren charakterisiert haben, hiess es bei Cruvellier: «Crucru fait du bon vin» – Crucru macht guten Wein. Voilà meine erste Begegnung mit einem Rosé der Provence. Normalerweise bin ich kein Freund von Rosé, er ist für mich weder Fisch noch Vogel, aber in der Provence trinke ich gerne einen Rosé. Er spiegelt für mich nicht nur das Licht der Provence, sondern er ist auch voller Erinnerungen an Crucru und an meine Studienzeit in Aix.

Im vergangenen Jahr bin ich mit Clemens und seiner Familie noch einmal in die Provence gereist. Dort haben wir mit meiner dort lebenden französischen Cousine Hélène und ihrem Jacques in verschiedenen Weingütern Weine probiert, vor allem die Rotweine der Côte du Luberon. Aber das wäre ein neues Thema. Heute bleiben wir beim Rosé von der Coteaux d'Aix-en-Provence.

Weinbaugebiet Baden

Weinbaugemeinde Heidelberg

Und jetzt eilen wir nach Heidelberg ins Weinbaugebiet Baden, in den Bereich Badische Bergstrasse.

Wenn ich an Heidelberg denke, sehe ich vor mir den Neckar, das Schloss und ein riesiges Weinfass, das zur Zeit der Kurfürsten gefüllt war mit 220 000 Liter Wein, den die Weinbauern als Zehnten ihrem Landesherrn abliefern mussten. Es ist das grösste Weinfass der Welt. Das Dürkheimer Fass ist zwar noch grösser, es fasst 1 700 000 Liter, aber in ihm war nie Wein gelagert, und wenn man heute Wein hineinschütten würde, würde er aus allen Fenstern und Türen wieder herausquellen. Im Heidelberger Fass dagegen wurde Wein gelagert. Eine Leitung führte vom Fass direkt in den Festsaal des Schlosses und konnte dort von den Zechenden gezapft werden. Kein Wunder, dass es in einem Spottlied auf den Kurfürsten Friedrich heisst:

*Gröhlend lag in seinem Bette
Kurfürst Friedrich von der Pfalz
und er brüllt aus vollem Hals:
«Wie kam gestern ich ins Nest?
Bin scheints wieder voll gewest.»*

Übrigens ist dieser besoffene Friedrich nicht nur «der Jäger aus Kurpfalz» der durch den grünen Wald reitet, sondern er hat sich auch als «Friedrich der Fromme»

dadurch verdient gemacht, dass er in der Pfalz den «Heidelberger Katechismus» eingeführt hat. Dieser Katechismus hat weite Verbreitung in den reformierten Kirchen der ganzen Welt gefunden – auch in der Schweiz. Im Kanton Schaffhausen wurde er noch bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein im Konfirmandenunterricht verwendet. (Ich habe mir 1968 in Schaffhausen ein Exemplar in der Evang. Buchhandlung gekauft.)

Wenn ich an Heidelberg denke, steigt in mir trotz meiner Liebe zu Frankreich jeweils ein doppelter Ärger hoch, erstens über Ludwig den Vierzehnten, der seinen General Mélac beauftragt hat, die Pfalz und das Heidelberger Schloss zu zerstören, was der dann 1689 auch gründlich gemacht hat, und zweitens über Napoleon, der 1803 unsere pfälzische Hauptstadt Heidelberg von der linksrheinischen Pfalz abtrennt und sie dem von ihm gegründeten Kunststaat Baden zugeschlagen hat. Der Heidelberger Wein ist für mich jedoch nicht ein «badischer», sondern ein kurpfälzer Wein, auch wenn das offizielle Weinbaugebiet «Baden» und der Bereich «Badische Bergstrasse» heisst. Beruhigend ist, dass die «Schprooch» der Heidelberger nach wie vor «pälzisch» ist.

Heidelberg ist für mich verbunden mit einem Flugblatt, das amerikanische Flugzeuge während des Zweiten Weltkriegs abgeworfen haben. Dieses Flugblatt, das ich selber in der Hand gehalten und gelesen habe (obwohl das damals streng verboten war – man musste

Flugblätter ungelesen abliefern), hatte folgenden Text: «Heidelberg werden wir schonen, denn dort wollen wir wohnen.» Später hab ich erfahren, dass dieses Flugblatt von amerikanischen Militärs entworfen worden war, die in ihrer Jugend in Heidelberg studiert und ihr Herz in Heidelberg verloren hatten, ungefähr so wie es uns der entzückende Film mit Lieselotte Pulver «Heidelberger Romanze» vor Augen malt. Und in der Tat haben die Amerikaner Heidelberg verschont. Heidelberg wurde nicht zerstört und die Amerikaner haben dort viele Jahre lang gewohnt, auch noch als ich dort studiert habe.

Für mich war meine Heidelberger Studentenzeit 1951 und 1952 ausserordentlich vielschichtig, ich habe in Heidelberg die Universitätsgruppe der Studentenmission (SMD) gegründet, die heute noch besteht.

Nach einer durchfeierten Nacht auf dem Heidelberger Schloss, – das Fest dauerte bis etwa vier Uhr Morgens – habe ich einige Stunden später, in der Heidelberger Providenzkirche, meine erste Predigt gehalten, wobei der begutachtende Professor Wilhelm Hahn, Sohn des baltischen Märtyrers Traugott Hahn und späterer Kultusminister von Baden-Württemberg beeindruckt war von meiner gewaltigen Rhetorik, die möglicherweise ihren Ursprung im nächtlich genossenen Heidelberger Wein hatte.

Zur Providenzkirche fällt mir ein kleines Erlebnis unseres Heidelberger Kirchenhistorikers Hans von Campenhausen ein, das er uns erzählt und später veröffentlicht hat:

«Die Providenzkirche in Heidelberg liegt zwar an der Hauptstrasse, aber ihre Seitenwände ziehen sich in die Tiefe, und wenn's dunkel wird, kann man aus dieser Ecke leider nicht selten ein verdächtiges Plätschern hören. Heute aber verbindet sich's mit einem heftigen Wortgefecht mehrerer Knaben, und jetzt vernimmt man den entrüsteten Ruf eines Achtjährigen: «Jetzt halt awer dai Gosch, du Simpel. Iwwerhaupt – was hoscht'n du an unser Kerch zu schiffe? Du bisch doch kadolisch!»

Auch nach meiner Studienzeit bin ich immer wieder nach Heidelberg gekommen, um die unterdessen stark gewachsene SMD-Gruppe weiterhin zu begleiten. Unter anderem habe ich damals den bekannten Essener Jugendpfarrer Wilhelm Busch eingeladen, in der SMD einen Vortrag zu halten. Busch war darüber sehr beglückt, weil er nach dem Krieg in den Universitäten keine Gesprächsplattform mehr hatte. (Die Studentengemeinden waren an der Botschaft von Wilhelm Busch weniger interessiert als die frühere CSV!) Dadurch, dass ich Wilhelm Busch in die SMD eingeführt habe, hat er wieder eine Basis gefunden, um vor Studenten seine Botschaft zu verkündigen. Mit Wilhelm Busch war ich damals überhaupt sehr verbunden, er hat mich einmal mitten in einer grossen Versammlung mit offenen Armen empfangen und mir zugerufen «An mein Herz, Bruder Bittlinger von der SMD!». Und als ich ihm einmal von einer schwierigen Situation in meiner ersten Gemeinde erzählte, hat er mir in einem

Brief geschrieben: «Mit meinem Gott will ich über die Mauern springen».

Lebhaft erinnere ich mich auch an eine Gesprächsrunde mit Professor Rudolf Bohren bei Heidelberger Wein in einem der urigen Heidelberger Weinlokale. Wir hatten damals gerade zusammen mit der Ärztin Doris Gerlinger und mit Sr. Vreni, einer Krankenschwester aus der Schweiz, in München ein «Healing-Home» gegründet. Ich erzählte in dieser Heidelberger Gesprächsrunde von diesem Healing-Home und habe etwas angeberisch behauptet, dass wir dort «therapieresistente» Krankheiten behandeln würden. Rudolf Bohren fragte spontan: «Meinen Sie Holzbeine?» Dieser Einwurf hat mich veranlasst, ein wenig vorsichtiger mit meinen Äusserungen zu sein, obwohl ich später in Korea tatsächlich eine Heilungsstätte erlebt habe, wo die Spitäler ihre therapieresistenten Krebskranken hingeschickt haben, die dort fast alle geheilt worden sind. Doch das ist ein ganz anderes Thema, das gehört in ein späteres Kapitel.

Einen Heidelberger Wein für die oben erwähnte Weinprobe zu finden war nicht ganz einfach. Ich habe mich verschiedentlich erkundigt und kein Mensch wusste, wo man Heidelberger Wein kaufen kann. So hab ich schliesslich die Telefonauskunft angerufen und gesagt, sie solle mich mit einer Weinhandlung in Heidelberg verbinden. Darauf meinte die Frau am Telefon: «Ich habe hier 70 Eintragungen, welche wollen Sie?» Ich

sagte: «Ich kenne ja keine Weinhandlung, verbinden Sie mich mit irgendeiner.» Sie erwiderte: «Das darf ich nicht, Sie müssen mir schon sagen, mit welchem Weinhaus ich Sie verbinden soll.» Da kam mir ganz spontan die Nummer 13 in den Sinn und so sagte ich: «Verbinden Sie mich mit der Nummer 13.» Aber kaum hatte ich die Zahl ausgesprochen, als mir in den Sinn kam, dass die 13 eigentlich eine Zahl ist, die ich nicht sonderlich mag, meine Lieblingszahl ist die 16. Und so hab ich schnell hinzugefügt: «Oder noch besser, verbinden Sie mich mit der Nummer 16.» Ich hatte mir aber die Tel.-Nummer der 13 schon notiert, wurde dann aber mit der 16 verbunden. Es war eine grosse Weinhandlung und ich fragte, ob sie Heidelberger Wein haben. Eine Frauenstimme sagte: «Heidelberger haben wir nicht». Ich fragte weiter: «Wo kann ich Heidelberger Wein kaufen?» Antwort: «Versuchen Sie's einmal beim Weinhaus Fehser.» Ich fragte: «Können Sie mir bitte die Telefonnummer vom Weinhaus Fehser sagen?» Sie sagte: «Nein, das darf ich nicht, ich darf keine Propaganda für eine andere Weinhandlung machen.» Da habe ich gedacht, dann werd ich halt noch einmal die Auskunft anrufen und die Nummer vom Weinhaus Fehser erfragen – aber vorher versuche ich noch die Nummer 13, die ich mir bereits notiert hatte. Das habe ich dann auch gemacht und wer meldet sich am anderen Ende? «Hier Weinhaus Fehser.» Wieder einmal staunte ich, dass eine Zahl spontan aus meinem Unbewussten aufgestiegen war, die ich mit dem Bewusstsein nie genannt hätte. Das Weinhaus Fehser hat mir

dann einen schönen Katalog geschickt. Dort wurden mehrere Heidelberger Weine angeboten und ich habe dann einen entsprechenden Wein ausgesucht.

Und jetzt wieder zurück ins Weinbaugebiet Rheinpfalz, und zwar in die ...

Weinbaugemeinde Klingenmünster

Nach meiner Studienzeit wurde ich Vikar in Kaiserslautern, dann Pfarrverweser in Speyer und anschliessend habe ich die Schülermission in Deutschland aufgebaut und schliesslich wurde ich Pfarrer in Ludwigshafen am Rhein – alles Städte ohne Weinberge. Doch dann bin ich als 31-Jähriger 1959 wieder an die südliche Weinstrasse zurückgekehrt und zwar nach Klingenmünster. Ich wurde damals zum Leiter des Volksmissionarischen Amtes der Pfälzischen Landeskirche berufen – mit 31 Jahren in ganz Deutschland der jüngste Leiter eines solchen Amtes. Wieder war unser Pfarrhaus umgeben von Reben, Reben, Reben. Der Klingenmünsterer gehörte zwar damals nicht zu den edelsten Tropfen, aber es gab doch recht ordentliche Tischweine.

Mit einem Klingenmünsterer Wein habe ich mich einmal ein wenig blamiert. Während ich in Klingenmünster wohnte, nahm ich an einer Jahrestagung der Hochkirchlichen Vereinigung auf dem Schwanberg teil. Der Bischof dieser Vereinigung, Dekan Werner Linz, telefonierte mir: «Arnold, bringe bitte eine Flasche gu-

ten Weins für die Eucharistiefeier mit». Diese etwas geschraubte Ausdrucksweise – aber so war Werner Linz – ist mir bis heute wegen des ganz unpfälzischen Genitivs in Erinnerung geblieben. Normalerweise würde ein Pfälzer sagen: «Bring ä gudi Flasch Woi färs Owendmol mit.» Da ich damals keine Zeit hatte, noch ein Weinfachgeschäft aufzusuchen, bin ich zum nächsten Klingenmünsterer Weinbauern gegangen und habe eine Literflasche Klingenmünsterer Wein gekauft. (Der Bauer hatte nur Literflaschen.) Bei der Eucharistiefeier auf dem Schwanberg war mir dann doch ein wenig mulmig zu Mute – zumal bei hochkirchlichen Eucharistiefeiern auch noch Wasser in den Wein gegossen wird. Und so schmeckte der Abendmahlswein etwas dünn. Noch heute sehe ich das enttäuschte Gesicht von Werner Linz vor mir. Ich hätte mich am liebsten unter die Bank verkrochen.

Unterdessen gibt es in Klingenmünster nicht nur gute, sondern auch sehr gute Weine. Davon habe ich mich mehrmals überzeugt.

Ein weiteres Weinerlebnis in Klingenmünster: In unserem Hause war einmal der Dichter Rudolf Hagelstange zu Gast. Er hat gerne Wein getrunken und erzählte uns, dass er jeden Abend eine Flasche Wein trinkt. Ich dachte da an das Gedicht von Joseph Perinet:

*Wer niemals einen Rausch gehabt,
der ist kein braver Mann,
wer seinen Durst mit Achteln labt,*

*fang lieber gar nicht an ...
Doch zuviel Trinken ist nicht gut
drei Quart sind eben recht;
Da steht auf einem Ohr der Hut
ist nur der Wein auch echt ...
Wer dich verschmäh't, du edler Wein,
der ist nicht wert, ein Mensch zu sein.*

Nun, drei Quart, das ist eine 0,75-Flasche, das Pensum, das Hagelstange allabendlich trank. Das war auch lange Zeit hindurch mein Pensum. Jetzt habe ich es auf zwei Quart oder manchmal sogar auf einen Dreier reduziert. Manchmal halte ich mich aber auch noch an die Hagelstange-Regel und trinke «drei Quart» – aber nur wenn «der Wein auch echt» ist.

Weinbaugebiet Kalifornien

Bereich Sierra Valley

Und jetzt geht es über den Ozean ins Weinbaugebiet Kalifornien.

Zur Einstimmung in das Weinbaugebiet Kalifornien ein Erlebnis aus dem Jahre 1962. (Der Text stammt aus meinem Buch «Heimweh nach der Ewigkeit».)

Es war nach einem langen Arbeitstag. Eine Besprechung hatte die andere gejagt. Viele Diskussionsredner hatten viel geredet – viel zu viel. Und dann war endlich Feierabend.

Einige von uns wollten noch nicht nach Hause. Es zog uns in die nahe Kirche. Da saßen wir nun in einem Halbkreis um den Altar – erschöpft und müde. Die letzten Strahlen der kalifornischen Abendsonne tauchten den Altar und den Chorraum in ein warmes goldenes Licht. Doch dann verblasste das Licht und es wurde dämmerig in der Kirche. Die feierliche Stille, die sich ausbreitete, wurde vertieft durch das ferne Rauschen des Stillen Ozeans. Und dann war es dunkel. Der Pfarrer zündete eine Kerze an. Jemand begann leise zu singen. Wir anderen stimmten nacheinander mit ein:

*Come, o come thou quickening Spirit,
God before the dawn of time ...*

Als das Lied verklungen war, geschah etwas Seltsames. Es war, als ob alle Müdigkeit von uns gewichen wäre. Ein starker Energiestrom durchflutete unsere Körper. Die Stille war jetzt nicht mehr die friedliche Abendstille, sondern es war, als ob sich der Himmel über uns geöffnet hätte, um die kleine Schar mit hineinzunehmen in die dynamische Ruhe der ewigen Welt.

Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchströmte uns. Lange saßen wir reglos auf unseren Stühlen. Und dann teilten wir uns behutsam einiges von dem mit, was wir in der Stille erlebt hatten – nur einiges wenige. Anderes konnten wir nicht in Worte fassen. Aber uns allen war klar, dass der «quickenning Spirit», den wir mit unserem Lied eingeladen hatten, tatsächlich gekommen war.

Soviel zur «Einstimmung», doch nun zum Hintergrund dieses Erlebnisses und zum Wein: Im Rahmen eines Studienprojekts des Lutherischen Weltbundes bin ich von September bis Dezember 1962 durch die USA gereist. Dabei bin ich den Anfängen eines geistlichen Aufbruchs in den traditionellen Kirchen begegnet – vor allem bei den Lutheranern, Episkopalen, Anglikanern und den Reformierten. Die katholische Kirche wurde erst einige Jahre später, dafür aber umso dynamischer von diesem Aufbruch erfasst. Ich selbst hatte ebenfalls starke geistliche Erlebnisse.

Ich dachte damals: Was werden meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, meine Freunde und Bekannten sagen, wenn ich ihnen nach meiner Rückkehr nach Deutschland von diesen geistlichen Erfahrungen erzähle! Sie werden mich für verrückt halten oder für einen Schwärmer oder gar für einen «Pfingstler», der Weintrinken ablehnt.

Ja, ich hatte eindruckliche spirituelle Erlebnisse, aber mir ging es nicht um eine abgehobene, sondern um eine geerdete Spiritualität, nicht um individuelle Höhenflüge, sondern um eine spirituelle, erdgebundene Erneuerung der Gemeinde. Aber wie sollte ich das anderen begreiflich machen? Da kam mir eine Idee: «Ich werde Wein-Etiketten sammeln!» Das habe ich dann auch mehr als 40 Jahre lang gemacht – so lange, bis vor einigen Jahren immer mehr Etiketten mit einem anderen Leim geklebt wurden, so dass sie sich nicht mehr ablösen liessen. Da habe ich dieses Hobby aufgegeben. Vorher habe ich die Etiketten in grosse Hefte

eingeklebt und daneben nach Möglichkeit ein Bild von dem Weinberg, in dem der betreffende Wein gewachsen ist.

Als ich nach Deutschland zurückkehrte, ist es recht schnell aufgefallen, dass ich nach jedem Weintrinken jeweils das Etikett von der Flasche ablöste, beziehungsweise im Restaurant oder bei Besuchen ablösen liess. Eine besonders fromme Frau, die sich von mir einen geistlichen Kick erhofft hatte, war darüber schockiert und meinte, dass es mit meiner «Heiligung» doch nicht so weit her sein könne. Das war mir gerade recht.

Doch zurück nach Kalifornien. Ich habe mich neben dem geistlichen Aufbruch in den verschiedenen Kirchen von Anfang an auch für den Weinbau interessiert und einige Weingüter besucht um Einblick zu gewinnen in den kalifornischen Weinbau. Damals habe ich die erste Trauben-Erntemaschine gesehen, die mich eher traurig gestimmt hat. Soll jetzt wirklich die viele Jahrtausende alte fröhliche Weinlesetradition durch eine Maschine ersetzt werden?

In einem der Weingüter fand ich einen Prospekt des Weininstituts von San Francisco. Dort wurde ein Fernstudium angeboten, bei dem man den kalifornischen Weinbau und Wein kennen lernen und nach erfolgreichem Abschluss des Kurses ein «Weindiplom» erwerben konnte. Ich habe mich auf diesen Kurs eingelassen und das Diplom erworben.

Als ich neun Jahre später, 1971 und 1972, mit meiner Familie zu einem Forschungsauftrag in den USA

weilte, habe ich mich vor allem praktisch mit dem kalifornischen Wein befasst und in Weinfachgeschäften und im Supermarkt die verschiedenen kalifornische Weinsorten gekauft, verkostet und kennen gelernt. Die Bezeichnungen waren immer noch meistens europäisch, so hiessen die kalifornischen Weine Burgundy, Rhine, Moselle, Johannisberg, Merlot, Cabernet, usw.

Trotz dieser «europäischen» Namen erreichten damals nur wenige kalifornische Weine europäischen Standard. Dies hat sich unterdessen geändert. Selbst grosse kalifornische Weingüter wie z.B. «Gallo» oder «Christian Brothers», die früher vor allem dem amerikanischen Durchschnittsgeschmack angepasste Weine hergestellt haben, gewinnen heute z.T. hohe Auszeichnungen bei internationalen Weinwettbewerben. Trotzdem: Ein europäischer Wein ist mir lieber.

Neunzig Prozent der amerikanischen Rebfläche befindet sich im Staat Kalifornien, der Rest verteilt sich auf mehrere, vor allem östliche Staaten wie z.B. New York State, Pennsylvanien und Virginia. Gemeinsam ist allen amerikanischen Weinbaugebieten der europäische Ursprung ihrer Weinkultur. Europäische Siedler haben ihr Weinwissen mit über den Ozean gebracht.

Weinbaugebiet Franken

Weinbaugemeinde Castell

Und jetzt zurück nach Deutschland, ins Weinbaugebiet Franken, Bereich Steigerwald, Weinbaugemeinde Castell.

Vor genau 40 Jahren habe ich zusammen mit einem Franziskaner-Pater und einem freikirchlichen Pastor, das «Lebenszentrum für die Einheit der Christen Schloss Craheim» gegründet und dort eine Oekumenische Akademie aufgebaut.

Zum Vorsitzenden des Trägerkreises des Lebenszentrums wählten wir Albrecht Fürst zu Castell-Castell. Dadurch wurde Craheim eng mit dem Fürstlich-Castellschen Domänenamt und mit dem Casteller Wein verbunden.

In Schloss Craheim hatte ich unter anderem die Aufgabe, eine Kapelle zu gestalten. Es war mir von Anfang an klar, dass zu einer Kapelle eine «Beiz» – zu deutsch: eine Gaststube – gehört. Und so hat unser Zürcher Architekt Hans-Dieter Nieländer eine sehr schöne Schlosskapelle und einen ebenso schönen Schlosskeller gestaltet. In den ersten Jahren wurde dort nur Casteller Wein ausgeschenkt. (Heute gibt es dort auch die beliebten Weine vom Weingut «Jung & Knobloch».) Bei einer Sitzung des Kuratoriums der Oekumenischen Akademie im Jahre 1973 hat unser Kuratoriums-Mitglied Gerhard Schuster, ein erfahrener Sommelier, mit uns im

Schlosskeller eine eindruckliche Weinprobe gestaltet und uns in die Kunst des Weintrinkens eingeführt.

Zwischen Craheim und Castell gab es rege Kontakte. Fürstin und Fürst Castell kamen regelmässig zu den Sitzungen des Leitungsgremiums nach Craheim und wir Craheim-Verantwortlichen trafen uns häufig in Castell. Einmal wohnte ich sogar eine Zeitlang im Schloss Castell, um in Ruhe eine grössere Arbeit zu schreiben. In Castell haben wir manches Mal die Weinberge besichtigt und an Weinproben teilgenommen. Beim Essen in Schloss Castell tranken wir regelmässig Casteller Wein. Ich sehe heute noch den Fürsten vor mir, wie er mit der dafür typischen Handhaltung aus einem Boxbeutel Wein einschenkt.

In Castell habe ich weitere Weinsorten kennengelernt. So zum Beispiel die Bacchus-Rebe, die Scheu-Rebe, die Perle und den Kerner. Den recht eigenwilligen zartherben Geschmack des Casteller Rotweins vom Reitsteig spüre ich heute noch auf der Zunge und im Gaumen. Am Liebsten war mir jedoch der Silvaner, der typische Frankenwein. Ich erinnere mich noch gerne an den hervorragenden 1971er. Ich habe mir damals einen grösseren Vorrat dieses Weines gekauft und in den folgenden Jahren immer wieder gerne getrunken.

Eine Besonderheit des Fürstlich-Castellschen Domänenamtes, die meinen Vetter Karl Jung immer wieder neu beeindruckt (er erwähnt es jedes Mal, wenn wir uns sehen!), besteht darin, dass die Casteller-Weinberge immer in einer Hand bleiben. Die Kinder des

jeweiligen Chefs – es sind in der Regel mehrere Kinder, Marie-Luise und Albrecht hatten acht Kinder – verzichten jeweils auf ihr Erbe und geben sich mit einer zwar nicht kleinen aber doch verhältnismässig bescheidenen Abfindung zufrieden. Dadurch bleiben die Weinberge in einer Hand.

Soviel zu Castell und zum Weinbaugebiet Franken.

Weinbaugebiet Westschweiz

Bereich «La Côte»

Und jetzt begeben wir uns an den Genfersee ins Weinbaugebiet Westschweiz, Bereich «La Côte».

Von Craheim aus habe ich im Frühjahr 1969 an einem Seminar für orthodoxe Theologie und Liturgie im Oekumenischen Institut der Universität Genf teilgenommen und im Wintersemester 1969/70 war ich in diesem Institut Assistent des griechisch-orthodoxen Professors Nikos Nissiotis. Das Oekumenische Institut befindet sich ausserhalb von Genf im Château de Bossey in Céligny in der Nähe von Nyon mit einem herrlichen Blick auf den Genfersee und auf den Mont Blanc. Céligny gehört zum Weinbaugebiet Westschweiz, Bereich La Côte. Wenn ich an Bossey denke, sehe ich vor mir den Genfersee in ständig wechselnden Stimmungen und dahinter die Alpenkette mit dem Mont Blanc – manchmal klar ersichtlich, manchmal aber auch wolkenverhangen. Besonders eindrücklich war die Alpen-

kette, wenn sie von der Abendsonne in rotes Licht getaucht war. Unzählige Male bin ich an den Weinbergen des Genfersees vorbeigefahren, mit dem Auto und mit dem Zug, vorbei an der Lavaux, dem östlichen Weinbaubereich des Genfersees, und an der Côte, dem westlichen Weinbaubereich.

Meine Zeit in Bossey war geprägt von Begegnungen mit interessanten Menschen aus der ganzen Welt. Als Gastredner wirkten bedeutende Persönlichkeiten der weltweiten Christenheit, so zum Beispiel der erste Generalsekretär des Weltkirchenrates, Willem Visser't Hooft. Er hielt eine Vorlesung über die Geschichte der Oekumenischen Bewegung, die ich auf Tonband aufgenommen habe, und die wir anschliessend im Oekumenischen Schriftendienst in Craheim veröffentlicht haben. Ein weiterer Gastprofessor war Joseph Ratzinger, der jetzige Papst Benedikt XVI.

Gerne denke ich auch an die häufigen Besuche in Genf zurück, insbesondere an eine unter die Haut gehende Aufführung des Parzival von Richard Wagner, an eine amüsante Molière-Aufführung des «Arzt wider Willen», und an ein brillantes Konzert mit Helmut Rilling, bei dem er sämtliche Bach-Suiten zur Aufführung brachte.

Neben diesen eindrücklichen positiven Erfahrungen war für mich die Zeit in Bossey auch eine Zeit grosser Frustration. Während ich mich von den orthodoxen und afrikanischen Studierenden zutiefst verstanden wusste, waren es vor allem zwei deutsche Theolo-

gen, ein Mann und eine Frau, die sich auf mich eingeschossen haben. Sie gehörten zur 68er Generation (wir befinden uns im Jahre 1969!) und machten alles Traditionelle und Spirituelle madig. Alles, was nicht links oder feministisch war, war für sie uninteressant und bekämpfungswürdig. Neben diesen beiden aggressiven Studierenden gab es oft schwierige Situationen, die mir unter die Haut gingen und mich aufwühlten. Und was hat mir in dieser Situation geholfen? Der gute La Côte-Wein! Ich hatte im Wandschrank meines Zimmers ein ganzes Weinlager – preisgünstige Literflaschen – aber trotzdem gut und vor allem wirksam! In meiner Zeit in Bossey habe ich die Wahrheit der Aussagen erfahren, die ich in meinem Buch «Wein und Weinbau in der Bibel» zitiere. So zum Beispiel das Wort aus den Sprüchen Salomonis:

Gebt Wein denen, deren Herz bekümmert ist.

Oder aus der altgriechischen Spruchweisheit:

Wein ist bei Sorgen und Qual immer die beste Arznei.

Oder ebenfalls altgriechisch:

Leere den Becher von lauterem Wein, und spül dir die bittere Qual lindernd vom Herzen hinweg.

Oder das Wort von Goethe:

*Für Sorgen sorgt das liebe Leben,
doch Sorgenbrecher sind die Reben.*

Und schliesslich noch ein Vers der Schweizer Lyrikerin Elisabeth Egli-Frei:

*Ein Prosit schenken,
den Wein im Glase schwenken,
seinen Duft inhalieren,
und dann den Wein probieren –
welch ein Genuss,
der vertreibt den Verdruss.
Du fragst: «Was ist Wein?»
Eingefangener Sonnenschein!*

All diese Weisheiten habe ich als wahr erfahren, aber ich bin kein Säufer geworden. Ich hatte schon immer einen Riegel in meinem Inneren, der zugeht, wenn ich an die Grenze des Zuviel komme. Ich habe gemerkt, dass der Riegel bei manchen Weinen früher zugeht, bei anderen später. In Bossey ist er eher später zugegangen, und so konnte der La Côte-Wein seine wohltuende Wirkung so lange ausüben, bis der Frust allmählich in Gelassenheit übergegangen ist.

Von 1978 bis 1987 hatte ich einen weltweiten Teilzeit-Auftrag beim Weltkirchenrat in Genf und weilte oft in dieser wunderschönen Stadt. Dabei habe ich auch oft und gerne Genfer Wein getrunken.

Weinbaugebiet Ostschweiz

Weinbaugemeinde Oberhallau

Und jetzt das Weinbaugebiet Ostschweiz, Bereich Schaffhausen, Weinbaugemeinde Oberhallau:



Von 1978 bis 1993, also 15 Jahre lang, lebten wir in der Weinbaugemeinde Oberhallau im Weinbaugebiet Ostschweiz, Bereich Schaffhausen. Das Weinjahr 1978 hat schlecht begonnen. Es war kalt und es regnete fast ununterbrochen. Je näher der Herbst kam, desto länger wurden die Gesichter der Weinbauern. Ich dachte: So kann es nicht weitergehen. Und so habe ich eines Sonntags auf der Kanzel laut mit Gott geredet. Ich habe etwa folgendes gesagt: «Ewiger Gott, Du weißt, dass die Winzerinnen und Winzer sich das ganze Jahr über abmühen, um ihre Weinberge zu bearbeiten und zu pfl-

gen. Und jetzt sieht es so aus, als würde das schlechte Wetter diese Arbeit zunichte machen. Und dann wird es später heissen: «I dem Joahr, wo de Pfarrer Bittlinger uf Oberhallau cho isch, isch en miserable Wi gwachse.» Das kannst du doch nicht wollen! Und so bitte ich dich jetzt, zusammen mit der Gemeinde: Mach, dass der Regen aufhört und dass wir doch noch einen guten Herbst einbringen können, Amen.» Und dann geschah es, dass das Wetter fast schlagartig umschlug, schon beim Herausgehen aus der Kirche war der Himmel aufgerissen, und es gab noch einen recht ordentlichen Wein. Ich habe eine Flasche dieses Weins bis heute aufbewahrt, also 30 Jahre lang. Vor einigen Tagen habe ich ihn zusammen mit meiner Schwester Johanna probiert. Und siehe da, er hatte noch eine wunderbare, tiefrote Farbe (gar nicht braun, wie es bei zu alten Weinen oft der Fall ist). Er war nicht nur *noch* trinkbar, sondern sogar noch recht gut.

Nachdem ich auch bei anderen Gelegenheiten manchmal auf der Kanzel so direkt mit Gott geredet habe (ich muss gestehen, es gehörte einiger Mut dazu!), gab es Menschen im Dorf – so erzählte es mir später die Messmerin – die meinten, dass ich «besondere Kräfte» hätte. Das ist natürlich nicht der Fall, sondern ich habe einfach in besonderen Situationen Gott zuge-
traut, dass er jetzt etwas tun könnte. Mein Gebet für den 78er Wein haben die Oberhallauer bis heute nicht vergessen. Als ich am 1. August 2006 auf dem Oberhallauer Berg die Festrede zum Nationalfeiertag gehalten habe, hat mich der ehemalige Gemeindepräsident mit

den Worten begrüsst: «Wüsstet Sie no, wie Sie anne 78 uf de Kanzle gebetet händ, dass i dem Johr, wo Sie uf Oberhallau cho sind, kaan schlächte Wi wachse söll?»

Und so habe ich Jahr für Jahr die Weinbäuerinnen und Weinbauern durch das Weinjahr begleitet und mit ihnen manchmal gebangt, aber manchmal auch gefeiert, so zum Beispiel 1983, wo ein wunderbarer Wein gewachsen ist. Ein Weinbauer hat extra Weingläser für dieses Weinjahr herstellen lassen mit der Aufschrift «Zur Erinnerung an das Weinjahr 1983». Ich habe noch einige von diesen Gläsern.

In der Ostschweiz wurde ich verschiedentlich zu Vorträgen über Wein eingeladen, so zum Beispiel im Februar 2000 in Osterfingen, wo ich einen Vortrag über «Wein und Weinbau in der Bibel» gehalten habe, aus dem dann mein gleichnamiges Buch entstanden ist.

Gerne erinnere ich mich auch an einen Besuch auf dem Oberhallauer Berg, wo die Weinbäuerin Erika Grendelmeier die Arbeiten des Rebjahrs fotografisch festgehalten hat. Ich habe zu einer Auswahl dieser Bilder Meditationen geschrieben und sie samt den Bildern zur Eröffnung einer Ausstellung des kantonalen Weinbaumuseums in der Kirche zu Hallau als Predigt gehalten. Diese Predigt wurde anschliessend unter dem Titel «Das Rebjahr, Sinnbild des Menschenlebens» im Metanoia-Verlag veröffentlicht.

Im Jahre des 700jährigen Bestehens der Eidgenossenschaft (1991) wurde ich Schweizer Bürger. Seither ist Oberhallau mein Bürgerort.

Weinbaugemeinde Erzingen

Und schliesslich noch einmal das Weinbaugebiet Baden, diesmal der Bereich Bodensee, Weinbaugemeinde Erzingen:



Eigentlich wollte ich nach meiner Pensionierung gerne in der Schweiz bleiben. Und so machte ich mich schon früh auf die Suche nach einem geeigneten Alterswohnsitz. Ich habe auch ein sehr schönes Haus gefunden und zwar in Trasadingen – direkt an der deutschen Grenze. Das Haus war im Rohbau und so konnten wir den Ausbau noch beeinflussen. So haben wir z.B. die Kacheln für Bad und Cheminee ausgewählt und anbringen lassen. Bei diesem Haus stimmte alles: Lage, Grösse und Preis – nur eines stimmte nicht: Wir durften das Haus erst nach der Pensionierung beziehen. Ich hatte im Pfarrhaus Oberhallau Residenzpflicht. (Bis zu meiner Pensionierung waren es noch viele Jahre!) Und so habe ich einen Versuchsballon gestartet und das Trasadinger Haus – noch bevor wir es gekauft ha-

ben – zu einem günstigen Preis zur Vermietung ausgeschrieben. Der Preis hätte gerade unsere Hypothekarzinsen gedeckt. Aber es haben sich keine Interessenten gemeldet. Und so mussten wir schweren Herzens auf den Kauf dieses schönen Hauses verzichten. Als dann die Pensionierung näher heranrückte, ging ich erneut auf die Suche (das Trasadinger Haus war unterdessen längst verkauft). Ich habe etwa zehn Häuser und Wohnungen im Kanton Schaffhausen besichtigt. Aber es stimmte entweder die Lage nicht oder die Raumeinteilung oder der Preis. Und so haben wir über die Grenze geschaut und recht bald ein sehr schönes Haus in Erzingen gefunden. Erzingen liegt direkt neben Trasadingen. Die beiden Ortschaften sind nur durch die Grenze getrennt.

Das Haus in Erzingen war ideal geeignet nach Grösse, Raumeinteilung und Preis und vor allem durch seine Lage am Ortsrand, mitten im Grünen. Direkt vor unserem Haus ist ein kleiner Hügel, auf dem ich – wenn ich zuhause bin – regelmässig meditiere. Von diesem Hügel aus habe ich einen Überblick über alle Klettgauer Weinbaugemeinden und Weinberge. Ich schaue auf acht Schweizer Weinbaugemeinden, auf Trasadingen, Osterfingen, Wilchingen, Siblingen, Löhningen, Gächlingen, Hallau und Oberhallau.

Direkt vor mir liegt der Erzinger Kapellenberg, die einzige deutsche Weinbergslage im Klettgau. Die schweizer und die deutschen Rebberge grenzen nahtlos aneinander. Die Traubensorten sind identisch. Nur haben sie verschiedene Namen: Die roten Trauben

heissen in der Schweiz Blauburgunder, in Deutschland Spätburgunder – die weissen Trauben heissen in der Schweiz «Riesling x Silvaner», (gesprochen jedoch nur «Riesling») in Deutschland «Müller-Thurgau».

Wie gesagt, ich meditiere täglich auf diesem Hügel und erteile den Segen «Orbi et urbi» (also umgekehrt wie der Papst: erst dem Erdkreis, dann den Gemeinden im Klettgau). Dabei erwähne ich namentlich alle Menschen, mit denen ich mich verbunden fühle. Zuerst wende ich den Blick nach Osten, dann nach Süden, dann nach Westen und dann nach Norden. Dabei segne ich nicht nur namentlich alle mir vertrauten Menschen, die in den jeweiligen Himmelsrichtungen wohnen, sondern auch die Tiere, vor allem die Rehe, die manchmal auf meinen Hügel kommen und die Klettgauer Weinberge, die sich vor mir ausbreiten. Und dann richte ich den Blick nach oben und danke Gott für alle Menschen, die mein Leben mitgeprägt haben und die jetzt in der jenseitigen Wirklichkeit leben.

In Erzingen und Umgebung besuche ich häufig Weindegustationen, besonders auf dem Engelhof, dem «südlichsten Weingut Deutschlands». Dort fand kürzlich eine eindruckliche Weinprobe statt mit der durchs Fernsehen bekannten Sommière Natalie Lumpp.

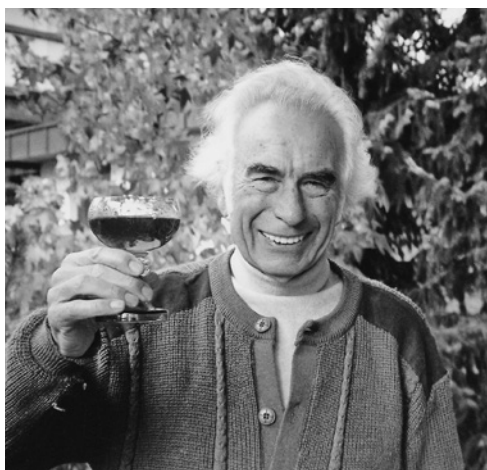
Ich nehme in der Regel auch an den jährlichen Veranstaltungen zur Krönung der Klettgauer Weinprinzessin teil – und schicke manchmal der neugekrönten Prinzessin mein Weinbuch.

Und damit sind wir am Ende unserer Reise durch die neun Weinbaugebiete, in denen ich während meiner bisherigen Erdenwanderung gelebt und gewirkt habe.

Ob noch eine zehnte, ganz andersartige Begegnung mit den Reben und mit dem Wein hinzukommen wird?

Nach seinem letzten Abendmahl hat Jesus gesagt: «Ich werde von der Frucht des Weinstocks (d.h. vom Wein) nicht mehr trinken, bis zu dem Tag, an dem ich sie aufs Neue mit euch zusammen trinken werde in meines Vaters Reich.»

Ob das wohl heisst, dass wir in der ewigen Welt den Reben und dem Wein in einer ganz neuen Weise begegnen werden?



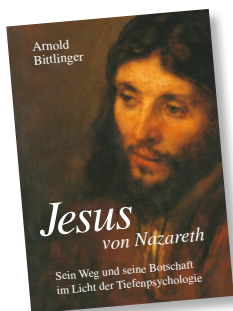
*Mit einem Prosit auf das Wohl
aller Leserinnen und Leser dieses Buches schliesse ich
den ersten Teil meiner Erinnerungen.*

**Erinnerungen von Arnold Bittlinger:
komplette Serie kostenlos zum Download**

www.metanoia-verlag.ch/erinnerungen



Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Jesus von Nazareth – Sein Weg und seine Botschaft

Ein Grund für den grossen Einfluss, den Jesus von Nazareth bis heute auf so viele Menschen ausübt, ist sicherlich die Tatsache, dass er ein unvergleichlicher Weisheitslehrer war, der eine befreiende und beglückende Botschaft verkündigt hat. Darüber hinaus ist jedoch der Weg, den Jesus gegangen ist, Modell und Vorbild unseres Weges. Die vorliegende Schrift zeigt wesentliche Schritte, die den Weg Jesu charakterisieren und die auch von uns nachvollzogen werden können. Zahlreiche Bilder – meist von Rembrandt – illustrieren den Weg und die Botschaft Jesu.

57 Seiten, brosch., ISBN 3-907038-85-1



Sehnsucht nach den Engeln

Zugänge zu einer geheimnisvollen Wirklichkeit

Gespräche mit Engeln, Meditationen der vier Erzengel und klar angeleitete Symboltänze eröffnen Zugänge zu einer geheimnisvollen und doch so nahen Welt. Die vielen Bilder und die zum Buch gehörende CD mit Saitenspiel unterstützen den Erlebnisscharakter dieses ganz besonderen Engelbuches.

220 Seiten, ISBN 3-466-366-28-3, Kösel-Verlag



Die Gotteserfahrung des Hiob

«Wie passen Gottes Allmacht und menschliches Leiden zusammen?» Mit dieser Frage ringt das Buch Hiob wie kein anderes Buch der Bibel. Es gibt sich nicht mit vorschnellen Antworten zufrieden, sondern versucht, zum Kern des Problems vorzudringen.

48 Seiten, ISBN 3-907038-83-5



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Wein und Weinbau in der Bibel

und in ihrer Umwelt

Himmel und Erde, Gott und Mensch sind in der Bibel nicht voneinander getrennt. Wein und Weinbau sind in der Bibel nicht nur in der alt-orientalischen und hellenistischen Umwelt eingebunden, sondern auch in der göttlichen Wirklichkeit.

125 Seiten, ISBN 3-907038-73-8

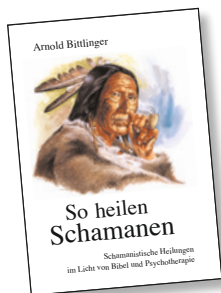


Es war einmal ... – Grimms Märchen im Licht von Tiefenpsychologie und Bibel

In seinen tiefenpsychologischen Märchendeutungen zeigt Arnold Bittlinger, dass uns in den Märchen und in der Bibel dieselbe Wirklichkeit begegnet – wenn auch die Bilder verschieden sind. Der Autor nimmt die Leserin und den Leser mit hinein in die wundersame Welt der menschlichen Seele und in das Abenteuer der inneren Reise.

157/150/159/144 Seiten,

ISBN 978-3-907038-63-5/64-2/65-9/66-6



So heilen Schamanen

Schamanistische Heilungen im Licht von Bibel und Psychotherapie

In unserer Zeit ist die Frage nach «alternativen» Krankenheilungen neu aufgebrochen. Dabei werden auch die uralten Erfahrungen der «Schamanen» neu entdeckt. Der Autor zeigt interessante Parallelen zwischen schamanistischen Heilungen, biblischen Heilungsberichten und den Erfahrungen der heutigen Psychotherapie.

48 Seiten, PDF-Datei kostenlos herunterladbar



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Arnold Bittlinger

Dr. Arnold Bittlinger (Jg. 1928) ist Analytischer Psychologe und Theologe. Nach Tätigkeiten in der Jugend- und Gemeindearbeit und im Weltkirchenrat zu Genf wirkte er als Dozent am C.G. Jung-Institut Zürich, als Kursleiter bei den Tagungen der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie und als Psychotherapeut in Schaffhausen und Zürich.

Arnold Bittlinger ist Autor einer Vielzahl weitverbreiteter, in zahlreiche Sprachen übersetzter Publikationen.



ISBN 978-3-905827-31-6